



SURPRISE

Zusammenleben

Flucht in den Garten

Ideen austauschen, Stress abbauen,
Ablenkung finden: Warum
Geflüchtete in Zürich gärtnern.

Seite 8





**SURPRISE
WIRKT**

«Für mich gibt es nur eine Richtung: Vorwärts»

wird auf ihrem Sozialen Stadtrundgang durch Bern von ihrem Therapiehund Miley begleitet. Sie spricht über psychische Erkrankungen, erlebte Traumata und macht den Weg in die Armut sichtbar.

Buchen Sie einen Sozialen Stadtrundgang in Basel, Bern oder Zürich.



Wenig Raum zum Abschalten

Gartenarbeit ist für viele Menschen eine Erholung vom Alltagsstress. Umso mehr, wenn der eigene Alltag in einer **Massenunterkunft für Geflüchtete** stattfindet, wo zahlreiche, oft schwer belastete Menschen diverser Muttersprachen auf engem Raum zusammenleben müssen. Wo es meist laut ist und es wenig Anlass für Hoffnung gibt. Der Garten der Autonomen Schule in Zürich bietet Geflüchteten und zugewandten Gartenfreund*innen **einen willkommenen Rückzugsort**, an dem man beim Rasenmähen abschalten und seinem eigenen Gemüse beim Wachsen zusehen kann, wie Sie **ab Seite 8** lesen.

Gar nicht abschalten wollen manche YouTuber*innen, sobald sie Menschen in sozialen Notlagen vor die Linse kriegen. Denn **menschliche Grenzüberschreitungen versprechen in den unangenehmen Welten des Internets Viralität**. Manche Contentproducer*innen gehen sogar so weit, mit ihren voyeuristischen Videos auch eine sozialdarwinistische Ideologie zu verbreiten. Und verdienen damit Geld.

Zu diesem Zweck bedrängen sie marginalisierte Menschen ohne deren Einwilligung, um noch mehr Reichweite zu generieren, wie die Kolleg*innen vom Hamburger Strassenmagazin Hinz&Kunzt **ab Seite 12** berichten.

Auch das **Theaterstück «Sonja – ein Junkieleben»** lebt von der Zurschaustellung einer marginalisierten Person, einer suchterkrankten Frau. Gekonnt imitiert Schauspieler Joel Basman eine **stereotype Heroinabhängige**, so wie sie heute noch in der Erinnerung derer existiert, die die Platzspitz-Krise live gesehen haben. **Auch diese Inszenierung ist verbunden mit geschaukelten Videoclips** in den Sozialen Netzwerken. Warum sie allerdings nichts Konstruktives zur Aufarbeitung beiträgt für jene Personen, die selbst zu den Überlebenden einer Suchterkrankung zählen, lesen Sie **ab Seite 22**.

SARA
WINTER SAYILIR
Redaktorin



- | | | | |
|--|--|--|---|
| 4 Aufgelesen | 7 Die Sozialzahl
Die Erwerbslosigkeit steigt – wegen KI? | 16 Albanien
Probleme mit der Vergangenheit | 26 Veranstaltungen |
| 5 Recherchefonds
Offen für Pitches | 8 Zusammenleben
Gemeinsam gärtnern |  | 27 Was gibt dir Hoffnung? |
| 5 Vor Gericht
Ungestört rechtsextrem | 12 Medienethik
Armut zur Schau stellen für Klicks | | 28 SurPlus
Positive Firmen |
| 6 Verkäufer*innenkolumne
Sich im Auge behalten | | 22 Kultur
Liebevoll angenähert und verfehlt | 29 Wir alle sind Surprise
Impressum
Surprise abonnieren |
| | | 30 Internationales
Verkäufer*innen-Porträt
«Wir sind alle nur Menschen» | |

Aufgelesen

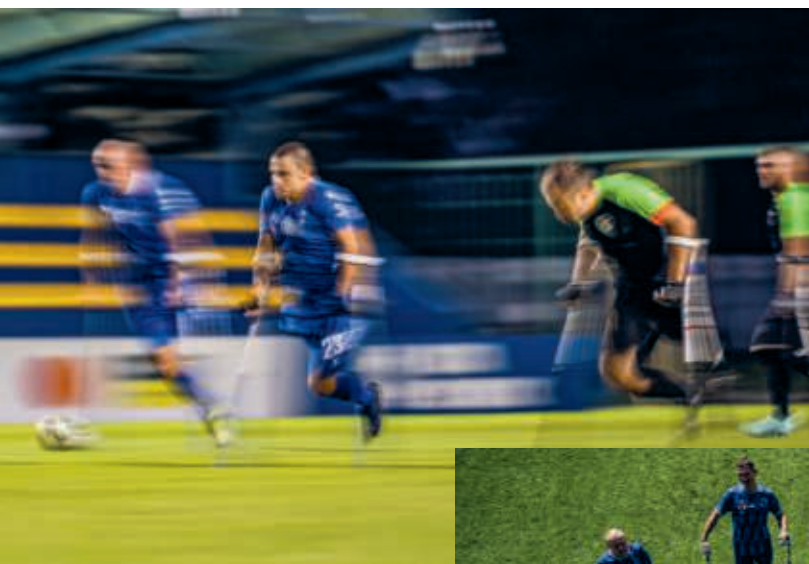
News aus den über 80 Strassenzeitungen und -magazinen in 35 Ländern, die zum internationalen Netzwerk der Strassenzeitungen INSP gehören.

Eine zweite Chance

Seit 2023 ist **Amputiertenfussball** mit mittlerweile zwei Ligen in der Ukraine eine feste Sportgrösse. Pokrova Lviv war einer der ersten Vereine, die gegründet wurden. «Hier erhalten Männer, die bei der **Verteidigung ihres Landes und der zivilisierten Welt gegen die russische Aggression** Gliedmassen verloren haben, eine zweite Chance, aktiv zu bleiben», schreibt der tschechisch-britische Fotograf **Ray Baseley**. Er begleitete Pokrova Lviv zu mehreren Spielen in der Ukraine und in Polen. «Jeder der Spieler hat eine Prothese und könnte auch ohne Krücken auf das Spielfeld kommen. Doch im Amputiertenfussball **wird mit Krücken gespielt**, und man kann sehen, welche akrobatischen Kunststücke die Spieler damit vollbringen können.» Mit den Bildern gewann Baseley 2025 den **Czech Press Photo Award** in der Kategorie Sport.

NOTABENE

NOTA BENE, BRATISLAVA, 2026



Pokrova Lviv ist Ukraines erste professionelle Fussballmannschaft für Amputierte.



Offen für Pitches

Der Moment ist wieder da für alle Reporter*innen, Rechercheur*innen und Fotograf*innen, die sich in der Schweiz vertieft mit sozialpolitischen Themen beschäftigen: Bis zum 15. Oktober könnt ihr euch mit eurer Idee für eine aufwendige Geschichte zum Thema Armut, Ausgrenzung oder Migration für den Surprise Recherchefonds bewerben.

Mit unserem Recherchefonds wollen wir im Strassenmagazin die grossen Geschichten zu diesen Themen fördern, mit klarem Bezug zur Schweiz. Sei es als Hintergrundgeschichte, Reportage, Langzeitbeobachtung oder Serie.

Ein Beispiel dafür ist die Recherche über die Rolle der Dolmetscher*innen bei den Asylanhörungen des Staatssekretariats für Migration, erschienen im Oktober 2025 in der Ausgabe 612/25 («Das Gewicht des Wortes»), nachzulesen hier: surprise.ngo/das-gewicht-des-wortes. Zudem war Autor Demian Cornu zu Gast in unserem Podcast «Surprise Talk», nachzuhören hier: surprise.ngo/strassenmagazin/podcast (Episode 105).

Mit dem Surprise Recherchefonds unterstützen wir Journalist*innen mit finanziellen Beiträgen bis 3000 Franken. Wir freuen uns auf eure Ideen und Anträge. Bei Fragen meldet euch unter lea.stuber@strassenmagazin.ch. LEA



Anträge können bis zum **15. Oktober** eingereicht werden, Schweizbezug und Veröffentlichungsabsicht im Surprise sind zwingend. Bewerbungsformular und alle Infos unter: surprise.ngo/strassenmagazin/recherchefonds



ILLUSTRATION: PRISKA WENGER

Vor Gericht

Ungestört rechtsextrem

«Europa erwache!» stand auf dem Kleber, der an die Stange einer Signalisationstafel geklebt wurde. Eine Chiffre für die angebliche Überfremdung Europas, angelehnt an das in Deutschland strafrechtlich verbotene «Deutschland erwache!» aus dem Sturmlied der SA. Dazu ein Lorbeerkranz vor grünem Hintergrund: das Symbol der rechtsextremen deutschen Kleinpartei «Der Dritte Weg». Ihre Vertreter*innen haben in der Vergangenheit auch hierzulande an Aufmärschen und Treffen von Rechtsextremist*innen teilgenommen.

Der Mann, der diesen Sticker an der Ecke Zentral- und Bremgartnerstrasse in Zürich Wiedikon, einen Block von der Synagoge Agudas Achim entfernt, angebracht hat, ist von Beruf Maurer und trägt eine Motorradjacke. Zur Verhandlung erscheint er zu spät: Der Beton habe noch fertig gemischt werden müssen. Beschuldigt ist er der «Rassendiskriminierung oder des Aufrufs zu Hass», so heisst es in der Anklageschrift. Der Sticker sei geeignet, «ein feindseliges Klima gegenüber der jüdischen Gemeinschaft zu fördern», heisst es in der Anklageschrift.

Gegen die jüdische Bevölkerung habe er nichts, sagt der Mann bei der Befragung. Wo die Partei «Der Dritte Weg» in der Parteienlandschaft stehe, wisse er auch nicht genau. «Ja, vielleicht eher rechts?» Laut Verfassungsschutzbericht 2025 ist die deutsche Partei nationalsozialistisch, antisemitisch und rassistisch geprägt, mit aggressiver Rhetorik bezüglich der Themen Asyl und

Zuwanderung. Mit anderen Worten: beinharte völkische Neonazis in der Tradition der SA.

Dass er den Aufkleber angebracht hat, bestreitet der 35-jährige Maurer gar nicht. Er sei da so durch Wiedikon spaziert, auf dem Weg zu einer Freundin, und habe den Sticker der «linksradikalen» Gruppierung «Revolutionäre Jugend Zürich» auf der Metallstange wahrgenommen. Und weil grad nichts anderes zur Hand war, habe er besagten Neonazi-Sticker draufgepappt.

Sein Verteidiger bemüht sich, den 35-Jährigen als rechtschaffenen Bürger darzustellen: «Mein Klient bezeichnet sich als rechtsbürgerlich», konkret sei er dafür, «kriminelle Ausländer auszuschaffen». Laut jüngster gfs-Umfrage, so der Verteidiger, landeten die Themen Migration und Asyl auf den Spitzenplätzen: «Mein Klient hat also genau das gleiche Empfinden wie viele andere auch, er spricht es einfach aus. Er hat die Nase am Wind.»

Nach rund 30 Minuten Bedenkzeit hat die Einzelrichterin ihr Urteil beisammen: Freispruch. Zwar werfe der Sticker «nicht gerade ein supergutes Licht» auf den Beschuldigten. Aber von Auswärtigen könne nicht erwartet werden, dass sie wüssten, dass im Kreis 3 viele Jüd*innen lebten. «Und dass kriminelle Ausländer ausgeschafft werden, ist per se sicher nicht zu beanstanden, da treffen Sie einen Nerv von vielen Einwohner*innen der Schweiz.» In diesem Punkt überschneidet sich auch das Programm der grössten Partei der Schweiz mit dem «Dritten Weg».

WILLIAM STERN ist Gerichtsreporter in Zürich.



Verkäufer*innenkolumne

Sich im Auge behalten

In einigen Tagen muss ich zur Augenoperation, grauer Star. Ich habe nur noch 6 Prozent Sehvermögen auf dem linken Auge.

Das war mir lange nicht so klar. Im Unihockey haben sie mir zwar schon gesagt, Heini, du siehst nichts mehr, du solltest einen Augenarzt aufsuchen. Aber ich habe es immer auf die Seite geschoben. Ich bin einer, der lange sagt: «Es geht schon!» oder «Später dann!» Einmal fragte mich meine Schwester: «Was heisst denn bei dir «später»?» Irgendwann sagte meine Nichte, sie kenne einen Augenarzt in Chur beim

Bahnhof, und hat mich angemeldet. Ich ging also zu meinem Termin, und da haben sie gesagt: «Herr Hassler, es ist höchste Zeit! Wir müssen so schnell wie möglich operieren, sonst ist es zu spät.» Ich hätte viel früher hingehen sollen, aber eben, ich wollte einfach nicht wahrhaben, dass ich wirklich so schlecht sehe. Und dass das ein Problem ist.

Ich denke aber, das kommt schon gut. Ein bisschen nervös war ich anfangs wohl trotzdem, ich habe einmal davon geträumt. Unterdessen habe ich mich an den Gedanken gewöhnt.

Ich bin einer, der eher auf Distanz bleibt, wenn er etwas nicht kennt. Aber wenn ich richtig aufgeklärt werde, fasse ich schnell Vertrauen. Die Ärztin hat mich gut informiert und mir an einem Modell gezeigt, wie das Auge aussieht und was bei mir gemacht werden muss.

Viele haben nicht den Mut, darüber zu reden, wie es ihnen wirklich geht. Vielleicht schiebt man die Dinge auch deswegen lieber mal zur Seite, statt dass man sie angeht. Ich finde, man spricht viel zu wenig über solche Dinge. Deshalb möchte ich, dass die Leute wissen, dass ich diese Operation machen muss.

HEINI HASSLER, 67, verkauft Surprise in Chur und Zürich. Er hat eine Familie, in der man zueinander schaut. Zwei seiner Geschwister haben den grauen Star auch operieren lassen und sind zufrieden mit dem Resultat.

Die Texte für diese Kolumne werden in Workshops unter der Leitung von Surprise und dem Autor Ralf Schlatter erarbeitet. Die Illustration entsteht in Zusammenarbeit mit der Hochschule Luzern – Design & Kunst, Studienrichtung Illustration.

Die Sozialzahl

Die Erwerbslosigkeit steigt – wegen KI?

Im ersten Quartal 2026 wurden 266 000 Erwerbslose ermittelt. Damit nähert sich die Erwerbslosigkeit in ihrem Ausmass an die Situation auf dem Schweizer Arbeitsmarkt während der Corona-Pandemie. Allerdings sind die Gründe für diese Entwicklung heute andere als vor fünf Jahren. Natürlich spielen Faktoren wie geopolitische Unsicherheiten, Handelskonflikte und ein moderates Wirtschaftswachstum eine Rolle. Aber das reicht als Erklärung nicht aus. Es gibt eine wachsende Zahl von Hinweisen, dass unternehmerische Entscheide für einen rasant zunehmenden Einsatz von KI-Tools einen wesentlichen Beitrag an die Erwerbslosigkeit in unserem Land leisten.

Erwerbslos ist, wer keine Anstellung hat, aber auf der Suche nach einem neuen Arbeitsplatz ist und eine neue Stelle in kurzer Frist antreten kann. Erwerbslosigkeit ist also breiter gefasst als Arbeitslosigkeit. So gehören zum Beispiel auch Stellensuchende dazu, die wegen einer früheren Selbständigkeit keinen Anspruch auf Leistungen der Arbeitslosenversicherung (ALV) haben oder aber ausgesteuert wurden. Es fällt auf, dass unter den Erwerbslosen viele junge Erwachsene zu finden sind, sehr gut ausgebildete Arbeitskräfte sowie eine grosse Zahl an Selbständigen aus dem Tätigkeitsfeld der IT. Die Vermutung liegt nahe, dass die vermehrte Nutzung von KI-Tools eine Auswirkung auf die Erwerbslosenzahl hat. Wie lässt sich diese erklären? Verschiedene Thesen werden diskutiert.

So weisen ökonomische Studien erstens auf das Phänomen der «unsichtbaren» Arbeitslosigkeit bei hochqualifizierten Erwerbspersonen hin. Freischaffende Texter*innen, Grafikde-

signer*innen, Übersetzer*innen oder spezialisierte IT-Berater*innen, die durch KI-Tools Mandate verlieren, melden sich seltener oder spät bei der ALV an, oft weil sie wegen ihrer früheren Selbständigkeit keinen Anspruch auf Taggelder haben.

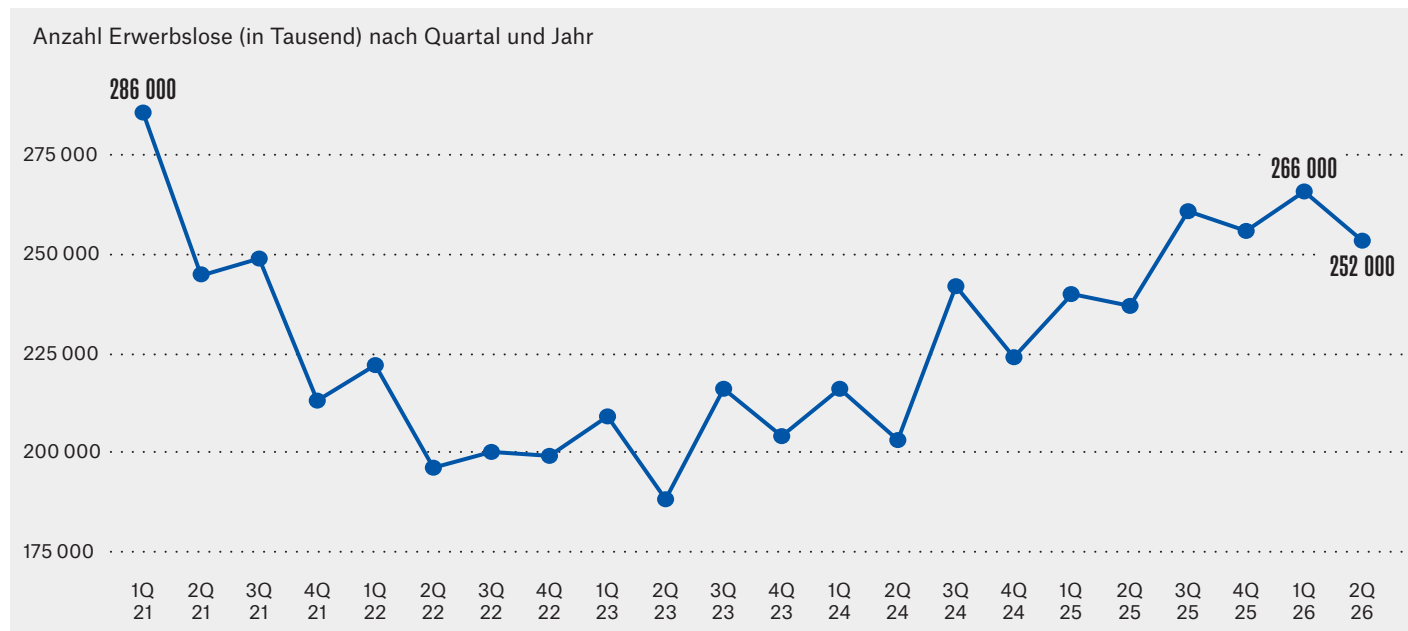
Ein zweiter Punkt ist der «stille Abbau» in Unternehmen, beim Staat und in zivilgesellschaftlichen Organisationen. Es kommt zwar bisher nicht zu massenhaften Entlassungen wegen KI-Tools, wohl aber zu Einstellungsstopps oder dem Verzicht auf Nachbesetzungen. So ist die Zahl der Stellenausschreibungen in KI-exponierten Berufen sprunghaft zurückgegangen.

Drittens hat sich der Einstieg in den Schweizer Arbeitsmarkt in bestimmten Branchen spürbar verändert. KI-Tools übernehmen heute ehemals typische Aufgaben von Praktikant*innen, Trainees und Junior-Angestellten. Weil Unternehmen darum weniger Einstiegspositionen ausschreiben, verharren Lehrabgänger*innen und Hochschulabsolvent*innen nach dem Studium länger auf Stellensuche. Diese Gruppe hat oft noch keinen Anspruch auf Leistungen der ALV.

Der vierte Punkt zielt auf das beobachtbare Qualifikations-Mismatch. Gesucht sind in grosser Zahl Arbeitskräfte mit weitreichenden KI-Anwendungskompetenzen. Wer diese nicht mitbringt und Mühe hat, diese Wissenslücke zu schliessen, verliert seine Stelle, bleibt länger arbeitslos und riskiert, aus der ALV ausgesteuert zu werden. Man bleibt erwerbslos, wird aber nicht mehr als arbeitslos erfasst. Es muss befürchtet werden, dass die Erwerbslosigkeit in den nächsten Quartalen aufgrund der Verwendung von KI-Tools weiter steigen wird.



PROF. DR. CARLO KNÖPFEL ist Dozent am Institut Sozialplanung, Organisationaler Wandel und Stadtentwicklung der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz.





Ein Paradies aus Erde

Zusammenleben Geflüchtete finden in einem Gemeinschaftsgarten im Zürcher Kreis 5 ein wenig zur Ruhe. Zwischen Gartenarbeit und Begegnungen spriesst auch Hoffnung.

TEXT **SANDRA SMOLČIĆ** ILLUSTRATIONEN **LINA MÜLLER**

Mit leeren Lunchbags und sonnenverbrannten Nasen schleppen sich die Menschen auf der anderen Flussseite zurück in ihre Büros. Rechts der Limmat ist von der drückenden Julihitze nur wenig zu spüren. Ein sanfter Wind streicht durch die Beete am Fluss, im Teich quaken eine Handvoll Frösche. Aya Blé, die eigentlich anders heisst, döst im Schatten der Walnuss- und Ahornbäume in einem klapprigen Liegestuhl in die zweite Tageshälfte hinein, unbemerkt von den Jogger*innen und Spaziergänger*innen, die auf dem Kiesweg vor dem Garten hin- und herlaufen. Am Morgen hat die 34-Jährige im Beet der Autonomen Schule Zürich (ASZ) im Garten am Fluss Kamillenblüten gepflückt. «C'est ma responsabilité, la camomille, die Kamille ist meine Verantwortung.»

Kamillentee soll beruhigend sein. Das gefällt der Ivorerin. Ausser der Heilpflanze steht auf ihrer wöchentlichen To-do-Liste: Unkraut jäten und vertrocknete Stiele entfernen – zum Beispiel die der riesigen Zucchettipflanzen, die drauf und dran sind, die Kornblumen zu überwuchern. Auch das Kochen mit Brigitte Rohner gehört dazu.

Der Garten als Zufluchtsort

Die ordinierte Zen-Nonne trägt in der ASZ die Verantwortung für den Garten. Seit drei Jahren betreut sie das Projekt. In die Kunst des Gärtnerns wurde sie von einem Vorstandsmitglied Schritt für Schritt eingeführt: «Ich hab immer gesagt, dass ich nicht von diesem Planeten weggehen will, ohne gelernt zu haben, wie ich mein eigenes Rüebli säe. Ich hätte das sonst als eine Beleidigung für Mutter Erde empfunden», so Rohner. Inzwischen gibt die 65-Jährige ihr Wissen an andere weiter. Und sie hat ein offenes Ohr, wenn es um mehr als Giesskannenaufsätze und Pflanzabstände geht. «Ich bin oft mehr Therapeutin als Gärtnerin», sagt sie. «Die Migrant*innen tragen ein

Wahnsinnspaket mit sich.» Ihnen die Möglichkeit zu geben, durch die Beziehung zu einer Pflanze wieder die Beziehung zu sich selbst zu finden – auch das sei Teil ihrer Arbeit. Heute haben Blé und Rohner füreinander auf der Terrasse vor dem Gemeinschaftshaus gebratenes Gemüse zubereitet, dazu gibt es frische Gurken. Alle Zutaten kommen natürlich aus dem Garten – bis auf die Wassermelonen zum Dessert, die sind gekauft.

Wer den Garten am Fluss sucht, findet ihn derzeit auf Stadtplänen nur als unbenannten grünen Fleck, keine fünf Meter von der Limmat entfernt. Von aussen ist er kaum einsehbar, die dichten Büsche und Hecken versperren den Blick ins Innere. Auch das eiserne Tor lässt sich nur mit einem Schlüssel öffnen.

«Le jardin est comme un refuge pour moi, der Garten ist eine Art Zufluchtsort für mich», beschreibt Blé ihre Verbindung zu den 3500 Quadratmetern Grün. Vor neun Jahren musste sie aufgrund eines familiären Konflikts die Elfenbeinküste verlassen. Über die Gründe und die Jahre der Flucht zu sprechen, fällt ihr noch immer schwer. «Ich wurde wie eine Sklavin behandelt», sagt sie über die Zeit, die sie unterwegs in Tunesien verbrachte. Mit Mühe gelang es ihr, genug Dinar für die Überfahrt nach Europa zusammenzusparen. Im Sommer 2023 strandete sie mit einem der vielen Flüchtlingsboote erst auf Lampedusa und gelangte schliesslich bis nach Genf. Ohne Pass, nur mit einer kleinen Tasche unter dem Arm und der Hoffnung, dass von nun an alles irgendwie besser werden würde.

Viel ist seither nicht passiert. Noch immer wartet sie auf ihren Asylentscheid und wird wie viele andere im Schweizer Asylsystem von einer Flüchtlingsunterkunft in die nächste geschoben, meist ohne Begründung, wie sie sagt: Genf, Dübendorf, Hinteregg, Oberembrach, Winterthur.

Ein Jahr nach ihrer Ankunft in der Schweiz hörte Aya Blé von einem Aufruf der Autonomen Schule Zürich. Ob jemand Lust hätte, im Gemeinschaftsgarten mitzuhelfen. Gärtnern gegen Gemüse, einen freien Kopf und das Gefühl am Abend, etwas geschafft zu haben. Blé wollte es ausprobieren. Vielleicht würde die Gartenarbeit sie auf andere Gedanken bringen, ihr die Möglichkeit geben, durchzuatmen. Beim Sommerfest des Gartenvereins konnte sie die Mitgärtner*innen von ihren Kochkünsten überzeugen. Bald half sie selbst bei der Gartenarbeit mit. Inzwischen ist sie fast jeden Donnerstag hier.

In der Flüchtlingsunterkunft fällt es Aya Blé oft schwer, abzuschalten. Immer wieder holen böse Erinnerungen und Sorgen sie ein. Im Garten dagegen kann sie durchatmen. «Il me donne des sentiments de joie.» Und sie kommt zur Ruhe. Manchmal reicht schon eine halbe Stunde auf einem knarrenden Liegestuhl unter dem Walnussbaum.

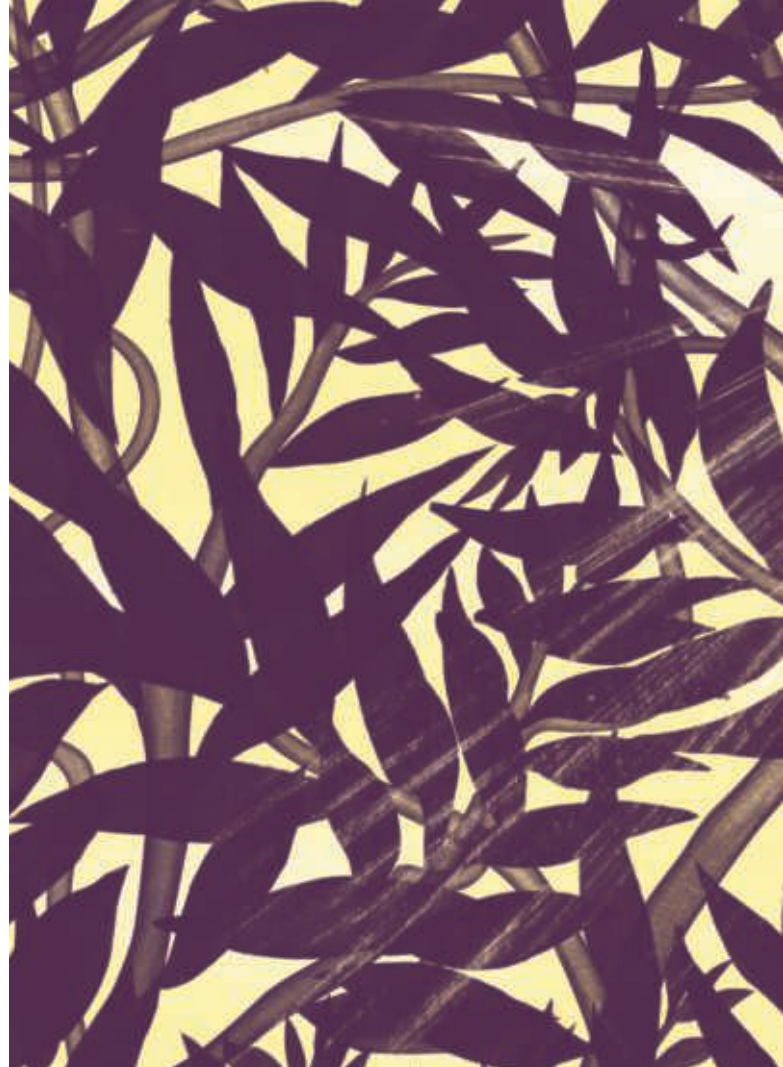
Mehr als nur eine Oase

Engagierte Lehrer*innen, Grafiker*innen und Filmschaffende ohne Probleme mit dem Aufenthaltsstatus ziehen hier Seite an Seite mit Geflüchteten Setzlinge auf. Sie fachsimpeln miteinander über Kräuter und Unkräuter und arbeiten am monatlichen Gartentag gemeinsam die Ämtliliste ab. Das Areal gehört der Stadt Zürich und wurde ursprünglich von der Fachschule Viventa gepachtet. «Vor einigen Jahren hatte Viventa aber keine Kapazität mehr, um den Garten weiter zu bewirtschaften», erklärt Rohner. «Es haben sich dann ganz schnell einige Sozialpädagog*innen und Lehrpersonen der Viventa zusammengetan und einen Verein gegründet, um den Garten zu retten.»

Seither ist dieser mehr als nur eine grüne Oase inmitten der Stadt. Er soll als offener «Begegnungs- und Lernort» fungieren, wie das Schild neben dem Gartentor erklärt, «naturnah und biologisch». «Es geht um Biodiversität, Begegnung und Integration», sagt Rohner. Im Garten kommen verschiedene Organisationen und Projekte zusammen: Die ASZ bewirtschaftet eigene Beete, der Verein «Störfaktor:innen» betreibt das Blumenfeld. Viventa ist mit einer Abteilung, die sich für körperlich und geistig behinderte Jugendliche engagiert, vertreten. Viele der rund vierzig Beete werden von Hobbygärtner*innen aus der Nachbarschaft bepflanzt. Wer zu welchem Beet gehört, wer welche Geschichte mitbringt? Das wird erst klar, wenn mehr als ein Hoi und Hallo gewechselt wird.

Bei Baran Rojdar, der ebenfalls anders heisst, ist die Geschichte lang. Wie auch sein vergleichsweise weiter Weg bis zu diesem Garten. Ihm ist es das wert. «Hier kann ich mitanpacken, in der Natur sein und für eine Weile meine Sorgen vergessen», sagt der 33-Jährige, der 2022 aus dem kurdisch geprägten Südosten der Türkei geflüchtet ist. «Der Garten und die Menschen helfen mir, wieder mehr am Leben teilzunehmen.»

Als Zehnjähriger sei er bei einer Auseinandersetzung mit türkischen Sicherheitskräften von einem Molotowcocktail getroffen worden und habe schwere Verbrennungen am ganzen Körper erlitten, erzählt er. Jahre später sei er als Aktivist immer wieder ins Visier der Polizei geraten.



**«Hier kann ich für
eine Weile meine
Sorgen vergessen.»**

BARAN ROJDAR



Diese habe ihm gedroht: Wenn er nicht das Land verlasse, würde man ihn töten. Rojdar sah keinen Ausweg und flüchtete über die Balkanroute in die Schweiz.

Er ist in einem Heim in Solothurn untergebracht und soll eigentlich ausgeschafft werden. Aktuell gibt es allerdings einen Vollzugsstopp aus gesundheitlichen Gründen. Rojdar hatte Beschwerde gegen den negativen Bescheid eingelegt. Mit Dokumenten, die seine Depressionen und körperlichen Einschränkungen offenlegen, hofft er, die Behörden umstimmen zu können. Der Garten ist einer der wenigen Orte, an denen er abschalten kann. Ausserdem wird er gebraucht. Als jemand vom Vereinsvorstand wissen will, ob er ihm später beim Rasenmähen helfen kann, leuchten Rojdars Augen, und er stimmt zu.

Zum Nichtstun verdammt zu sein, das kennen auch einige Iraner*innen, die Teil des Blumenfelds sind. Ihre Beete liegen schräg gegenüber dem Garten der ASZ. Kennengelernt haben sie sich im Bundesasylzentrum (BAZ) an der Pfingstweidstrasse, nur einen Steinwurf vom Garten entfernt. Auch ihre Asylanträge sind seit Jahren pendent, einer Lohnarbeit nachgehen dürfen sie nicht. Also engagieren sie sich beim Blumenfeld, dem künstlerisch-partizipativen Projekt, das Sonnenblumen und Son-

nenhut, Cosmea und Löwenmäulchen, Eisenkraut und Lilien zum Blühen bringt. «Eine Lilie», korrigiert Shonm Cadkhoday lachend. Wenn es nach ihr geht, dürften es davon im kommenden Jahr gerne ein paar mehr sein.

Neun lange Stunden

Wie auch für Aya Blé bewirkt der Garten für die studierte Englischlehrerin Cadkhoday vor allem, dass sie die Schrecken der Flucht für einige Stunden vergessen kann. «Der Garten – das sind nicht nur Blumen. Hier können wir Ideen austauschen, Stress abbauen, glücklicher sein.» Cadkhoday ist die Einzige der vier Iraner*innen am Tisch, deren Asylverfahren nach drei Jahren endlich durch ist. Neun lange Stunden dauerten die beiden Anhörungen, in denen Fragen gestellt wurden, deren Antworten sie lieber für sich behalten hätte. «Ich habe meine ganze Lebensgeschichte erzählt.» Am Ende kam das Ja, Shonm Cadkhoday darf in der Schweiz bleiben. Und wenn alles klappt, wird die 42-jährige ab Herbst nochmals die Schulbank drücken. «Ich will Dentalhygienikerin werden», erzählt sie strahlend.

Auch wenn Warten und Stillstand für sie ein Ende haben, möchte Cadkhoday weiterhin Teil des Blumenfelds bleiben. Sich für andere zu engagieren, war ihr bereits in Iran wichtig. «Wir versuchen immer einen Weg zu finden, der etwas verbessert und uns nicht in einer schlechten Situation festhält.» Leila, die ihren Nachnamen nicht nennen möchte, nickt zustimmend. Das Blumenfeld schaffe Ablenkung – ob durch die Arbeit im Beet, das blosses Bestaunen der Blüten oder das, was die Gewächse auch ausserhalb des Gartens bewirken können.

«Im BAZ habe ich mir das Zimmer mit anderen Leuten geteilt, man hatte keine Privatsphäre. Als ich einmal einen Strauss Blumen mit ins Zimmer genommen habe, hatte ich eine Woche lang die Blumen vor Augen. Das hat mir Ruhe und Frieden gegeben.» Dieses Gefühl will sie auch an andere weitergeben. In Zusammenarbeit mit dem GZ Wipkingen organisiert das Team vom Blumenfeld regelmässig Workshops für Kinder und Erwachsene aus dem BAZ: Papierblumen basteln, Sträusse binden, Skulpturen aus Löwenzahnblüten formen. Im Juni durften sie mit ihren floralen Kunstwerken zudem an einem Festival des Tanzhauses mitwirken.

Der Kontrast zwischen dem BAZ – für Leila ein Gefängnis aus Eisen und Beton – und der Farbigkeit und Fülle des Gartens könnte grösser nicht sein. «Für uns bedeutet der Garten Identität und Heimat», sagt Leila, die im Iran als Reiseführerin arbeitete. Das Wort Paradies stamme aus dem Persischen, erzählt sie nicht ohne Stolz. Genau das sei der Garten für sie: ein Paradies. Und ein Ort der Freiheit. Die spürt sie vor allem dann, wenn sich ihre Hände tief in die Erde graben oder wenn sie die Pflanzen giesst, die ganz ohne Druck so wachsen dürfen, wie es ihnen gerade gefällt.

Blumen, die ins Nachbarbeet ragen, blinde Samenpassagiere, die zwischen streng gezogenen Radieslireihen als leuchtende Sonnenblumenriesen meterhoch in den Himmel spriessen? Hier stört sich niemand daran. Im Gegenteil. Das Gegenüber so anzunehmen, wie es ist, gemeinsam zu wachsen – auch darum geht es hier.

Armut geht viral

Medienethik Soziale Netzwerke sind voll mit Videos von Obdachlosen, Suchtkranken und Armen – oft ohne Einverständnis der Betroffenen. Dagegen vorzugehen ist schwer.

TEXT LUKAS GILBERT

Herbst 2025: Rund um den Hamburger Hauptbahnhof gehen Menschen die Strassen entlang, kaufen ein, stehen in Gruppen zusammen. Mittendrin filmt sich ein aufgeregter junger Mann in schwarzer Regenjacke und mit Sonnenbrille. Er ist mit einem Begleiter unterwegs, den er als «Bodyguard Fred» vorstellt. Auf Englisch beschreibt er die Gegend. «Rough» sei es, all die «schlimmen Sachen» würden hier abgehen. Nach einer Tour über Steindamm und Hansaplatz macht er sich auf den Weg zum Drogenkonsumraum Drob Inn. Er filmt die Suchtkranken auf dem Vorplatz, spricht abfällig über sie, nimmt die Kamera auch nicht herunter, als die ersten ihn auffordern, sie auszuschalten. Schliesslich kommt es zur kalkulierten Eskalation: Einige Drogennutzer, die nicht gefilmt werden wollen, werden aggressiv und bauen sich vor dem Youtuber und seinem Begleiter auf. Die ergreifen die Flucht. Der «Bodyguard» sprüht mehreren Männern Pfefferspray ins Gesicht. Für Kurt Caz, so heisst der Mann mit Sonnenbrille, ein erfolgreicher Tag. Er hat reisserische Bilder für seinen Youtube-Kanal. Das Video «Attacked by ZOMBIES in Hamburg! (Deutschlandfahne)» hat nach sechs Monaten mehr als drei Millionen Aufrufe.

Beim Drob Inn kennt man solche Vorfälle. Etwa einmal im Monat komme es vor, dass Menschen auf dem Vorplatz auftauchen und filmten, erzählt Einrichtungsleiterin Lisa Duvinage im Gespräch mit dem Hamburger Strassenmagazin Hinz&Kunzt. «Schon vor Jahren hatten wir es immer wieder mit kleinen Interview-Szenarien zu tun, die auf Youtube veröffentlicht wurden», sagt sie. «Mittlerweile geht es teilweise in eine klar rechte Richtung, in der die Leute entmenslicht werden. Das fängt bei der Wortwahl an, mit der sie beschrieben werden.» So wie bei Kurt Caz. Der Südafrikaner hat sich einst als Reise-Influencer einen Namen gemacht – heute reist er um die Welt, um den vermeintlichen Verfall westlich-liberaler Gesellschaften zu dokumentieren. Ähnliche Videos wie jenes aus Hamburg gibt es von ihm auch aus dem Frankfurter Bahnhofsviertel, aus Spanien oder aus britischen

Städten. Überall hält er die Kamera auf Menschen, die immer wieder deutlich machen, dass sie nicht gefilmt werden wollen. Und mit seinen Videos über Menschen in prekären Lebenslagen ist er nur einer von vielen.

Wer auf Plattformen wie Youtube oder Tiktok sucht, findet unzählige Videos von obdachlosen, betrunkenen oder psychisch kranken Menschen. Fast immer sind ihre Gesichter zu erkennen, oft werden ihre Schlaf- oder Aufenthaltsorte gezeigt. Die Art der Aufnahmen ist unterschiedlich. Es gibt wackelige Clips, in denen sich Filmmende über Drogennutzer*innen lustig machen. In anderen bekommen Obdachlose ein «Umstyling» inklusive Coiffeurbesuch und H&M-Anzug geschenkt, oder es werden intime Interviews mit psychisch kranken Menschen geführt – teils gegen kleine Geldbeträge. In wieder anderen werden Bettler*innen und Obdachlose in Strassenumfragen danach gefragt, was sie beruflich machen und wie viel Geld sie dabei verdienen. Über die Antworten grinst nicht nur der Interviewer. Auch die entsprechende Community macht sich in den Kommentarspalten lustig.

Wer sich nicht wehren kann, wird vorgeführt

Benjamin Schuler macht Videos der letztgenannten Kategorie. Für seine Interviews ist er oft in Hamburg unterwegs. Er steht etwa im Hamburger Stadtteil Altona oder in der zentral gelegenen Mönckebergstrasse und spricht wahllos Passant*innen mit den immer gleichen Fragen an – darunter Betrunkene, psychisch Kranke oder Menschen, die kein Deutsch sprechen und seine Fragen offensichtlich nicht verstehen. Auch einige Hinz&Kunzt-Verkäufer hatte Schuler schon vor der Kamera. Achim etwa, dessen Nachname wir hier nicht nennen möchten, den Schuler ausführlich dazu befragt, wie hoch sein Bürgergeldsatz ist und seit wann er Hilfe bezieht. In der Tiktok-Kommentarspalte schaukeln sich die Zuschauer*innen hoch. «Wenn ich was zu sagen hätte, bekäme er nichts», schreibt jemand. «Bürgergeld halbieren und mit Deutschland geht es wieder aufwärts», jemand anders.



«Wie hoch ist dein Bürgergeld?», fragt Benjamin Schuler. Seine Gesprächspartner ernten auf TikTok Spott.



Der Youtuber Kurt Caz und sein Bodyguard «Fred» führen Suchtkranke online vor. Ihr Ziel: Klicks.

Als Achim das Video und die Kommentare Monate später sieht, erinnert sich der hagere 63-Jährige noch an die über-rumpelnde Situation. «Ich bin da gerade vorbeigelaufen. Lust, gefilmt zu werden, hatte ich eigentlich nicht – aber da war ich dann auch schon mittendrin», sagt er. Seine Laune will sich Achim aber weder vom Video noch von den Kommentaren verderben lassen. «Lohnt doch nicht, sich über so was aufzuregen», sagt er schulter-zuckend.

Dass sich viele der gefilmten Menschen nicht aufre-gen – oder nicht die Mittel haben, gegen die Videos vor-zugehen –, werde von Filmenden bewusst ausgenutzt, weiss Oliver Zöllner. Der Professor für Medienforschung beschäftigt sich seit Jahren mit digitaler Ethik. «Obdachlose oder arme Menschen im öffentlichen Raum sind ein leichtes Ziel, weil sie sichtbar sind und sich oft nicht wehren kön-nen», sagt er. «Ausserdem kann jeder Zuschauer dazu relaten, weil er so was schon mal in seiner eige-nen Stadt gesehen hat. Diese per-sönliche Ebene funktioniert auf Social Media hervorragend.»

Derweil sei die Rechtslage in Deutschland völlig klar – nicht nur, was das grundsätzliche Recht am eigenen Bild angeht. «Menschen unter Drogeneinfluss, alkoholi-sierte oder psychisch angeschla-gene Menschen stehen in unserer Rechtsordnung unter einem besonderen Schutz. Sie sind nur begrenzt oder gar nicht einwilligungsfähig», sagt Zöll-ner. Mit dem «Digital Services Act» verpflichtet die Euro-päische Union Plattformen zudem seit 2024 zu einfachen Meldeverfahren und zur Löschung von gemeldeten rechts-widrigen Inhalten.

Unklare Kriterien für Löschung auf Plattformen

Auf Hinz&Kunzt-Anfragen zum Thema haben bis Redak-tionsschluss weder Kurt Caz noch Benjamin Schuler re-agiert. Ein Youtube-Sprecher schreibt: «Wir haben strenge Richtlinien, die festlegen, was auf Youtube nicht erlaubt ist. Wenn wir Inhalte finden, die gegen diese Richtlinien verstossen, ergreifen wir Massnahmen.» Von fünf Videos, die Hinz&Kunzt Youtube zur Prüfung schickte – darunter das Video von Kurt Caz und ein intimes Interview mit ei-nem psychisch kranken Drogennutzer –, hat das Unter-

nehmen zu Redaktionsschluss nur eins entfernt: ein In-terview von Benjamin Schuler mit einem Bettler, der kein Deutsch spricht und die Fragen nicht versteht. Falls je-mand Videos oder Kommentare finde, die seine Privat-sphäre oder sein Sicherheitsgefühl verletzen, schreibt Youtube noch, könne er online Beschwerde einreichen. Auch Tiktok weist auf Nachfrage auf strenge Richtlinien hin. Nutzer*innen würden zudem ermutigt, unangemes-sene Inhalte zu melden. Nach welchen Kriterien Beiträge auf den Plattformen gelöscht werden, ist für Aussenste-hende aber kaum nachvollziehbar. Das von Youtube ge-sperrte Video ist auf Tiktok zu Redaktionsschluss trotz

Bitte um Überprüfung weiter ab-ruflbar. Einen Ausschnitt aus dem Video von Kurt Caz vor dem Drob Inn, das auf Youtube nach wie vor zu sehen ist, hat Tiktok hingegen gelöscht.

Nachfrage bei der Hamburger Sozialbehörde: Kann sie Einfluss nehmen? «Da es sich um private Rechtspositionen handelt, hat die Freie und Hansestadt Ham-burg grundsätzlich nur begrenzte Möglichkeiten, gegen etwaige Rechtsverletzungen vorzugehen», schreibt ein Sprecher. Betroffene müssten Ansprüche auf Löschung oder Unterlassung in der Regel selbst durchsetzen. Der Hambur-ger Datenschutzbeauftragte sieht das ähnlich. Gefragt nach dem Vi-

deo vor dem Drob Inn, schreibt eine Sprecherin zwar: «In der dort dargestellten Konstellation ist das Filmen von Personen, die klar zu erkennen geben, dass sie damit nicht einverstanden sind, unserer Auffassung nach unzulässig.» Betroffene müssten den Verstoß allerdings selbst bei der Plattform melden – oder direkt gegen die Urheber*innen vorgehen.

Lisa Duvinage vom Drob Inn weiss, dass das selten passiert. Zwar gebe es in der Drogenhilfeeinrichtung auch eine Rechtsberatung. Aber viele der Besucher*innen seien in schlechter Verfassung und hätten nicht die Ressourcen, sich um das Löschen von Videos zu kümmern: «Umso verwerflicher finde ich es, dass man sich so eine Ziel-gruppe herauspicks und die Kamera draufhält.» Die So-zialarbeiterin versucht deshalb, früher anzusetzen. In der Einrichtung hat das Team einen Aushang angebracht, der über die Videos und darüber aufklärt, was mit den Auf-

«Obdachlose oder arme Menschen im öffent-lichen Raum sind ein leichtes Ziel.»

OLIVER ZÖLLNER, MEDIENFORSCHER

Steigendes Risiko

Auch in der Schweiz überschreiten manche Medien- und Contentproduzent*innen rechtliche und ethische Grenzen.

TEXT SARA WINTER SAYILIR

nahmen passiert. Wenn das Team Menschen mit Kameras vor dem Drob Inn sieht, würden sie die ansprechen: «Wir versuchen zu sensibilisieren, dass das hier zwar ein öffentlicher, aber eben auch ein besonderer Ort ist – und manchmal rufen wir die Polizei.» Über solche Massnahmen hinaus sind ihr die Hände gebunden: «Verbieten können wir das Filmen nicht.»

Auch in anderen deutschen Städten ist das Thema präsent, so etwa in Essen. Nachdem die dortige Bahnhofsmision immer wieder mit ähnlichen Vorfällen zu kämpfen hatte, haben Mitarbeitende eine Kampagne entwickelt: «Mein Gesicht gehört mir», steht gross auf Flyern und Aufklebern. Dazu wird erklärt, welche Folgen Videos im Netz haben können. Die Aufkleber können sich Obdachlose an den Rucksack oder auf den Schlafsack kleben. «Wenn sie ungewollt gefilmt werden, ist so eindeutig sichtbar, dass sie sich dagegen aussprechen. Damit besteht auch eine Handlungsmöglichkeit», erklärt eine Mitarbeiterin.

Medienethiker Oliver Zöllner findet das sinnvoll. «Aufklärung ist der erste Schritt», sagt er: «Solche Aufkleber und vor allem auch auf die Betroffenen zuzugehen und mit ihnen zu sprechen, sind der richtige Weg.» Der Wissenschaftler wünscht sich ausserdem, dass sich die Berichterstattung über obdachlose und drogenkranke Menschen grundsätzlich ändert – nicht nur mit Blick auf teils zweifelhafte Influencer*innen: «Man muss die Menschen so behandeln, wie man andere Menschen auch behandeln würde, ihre Perspektive in die Berichterstattung einfließen lassen, sie ernst nehmen», erklärt er: «Damit haben auch viele Journalist*innen Schwierigkeiten, weil sie kaum Berührung mit diesen Bevölkerungsgruppen haben. Auch das ist Teil des Problems.»

Vor etwa einem Jahr machte der Social-Media-Kanal «szene_isch_zueri» von sich reden, als eine SRF-Recherche an die Öffentlichkeit brachte, wie dort mit persönlichkeitsverletzenden, voyeuristischen Inhalten Geld verdient und Produkte beworben werden. Andere lokale Schweizer Kanäle mit ähnlich lautenden Namen funktionieren auf dieselbe Weise. Auf Instagram haben sie derzeit Follower*innenzahlen im fünfstelligen Bereich. Frühere Derivate des Formats erreichten noch mehr Menschen.

Zwar verzeichnen die Pfarrer-Sieber-Werke in Zürich aktuell keinen Anstieg solcher Vorfälle, wie sie auf Anfrage schreiben. Doch die Gefahr, ungewollt «viral zu gehen», ist besonders bei exponierten Personen real: Aktuell weiss die Basler Gassenarbeiterin Adriana Ružek vom Schwarzen Peter von mindestens einer psychisch erkrankten Klientin, die in einem Video auf der Basler Variante des Szene-Isch-Kanals zu sehen sei. Sie weist darauf hin, wie wenige Möglichkeiten viele ihrer Klient*innen hätten, sich zur Wehr zu setzen: «Oft haben die Betroffenen gar keine Social-Media-Accounts oder befinden sich in einer psychischen Krise bzw. Psychose und können die Situation deshalb gar nicht richtig einordnen.»

Auch bei der Kirchlichen Gassenarbeit Bern sind Fälle von Voyeurismus bekannt. Ein Teammitglied habe in der Nähe des Bahnhofs gesehen, wie ein Mann, welcher – vermutlich psychisch erkrankt – laut schreiend herumlied, von einer Gruppe gefilmt wurde, schreiben die Sozialarbeiter*innen auf Anfrage. Die Gruppe wurde mehrmals aufgefordert, mit dem Filmen aufzuhören und das Video zu löschen. Sie entfernten sich ein wenig, filmt aber aus der Distanz weiter.

Aus Datenschutzsicht ist der Sachverhalt klar: Werden Personen ohne deren Wissen und Einverständnis gefilmt und deren Bilder gepostet, stellt dies eine Persönlichkeitsverletzung dar, so das Büro des Eidgenössischen Datenschutz- und Öffentlichkeitsbeauftragten EDÖB. Der EDÖB verweist auf ein Bundesgerichtsurteil aus dem Jahr 2012, wonach Aufnahmen von Bildern von Personen in sensiblen Einrichtungen wie Drogen-Anlaufstellen, misslichen Lagen oder unangenehmen Situationen besonders heikel seien und nicht durch überwiegende Interessen zu rechtfertigen (BGE 138 II 346). Im Falle vulnerabler Personen oder auch, wenn eine betroffene Person alles Zumutbare bereits unternommen hat, nimmt der EDÖB auch Anzeigen entgegen oder interveniert direkt. Klar ist: Mit der zunehmenden Verbreitung von kamerafähigen Geräten steigt auch das Risiko einer Verletzung von Persönlichkeitsrechten. Umso wichtiger ist die Sensibilisierung sowohl der betroffenen Personen in Bezug auf ihre Rechte als auch der Verantwortlichen und deren Pflichten.

Wohnhäuser des ehemaligen Arbeitslagers in Spaç im
Hochland Albaniens – flüchten war zwecklos.



Stimme der Verstummten

Albanien Tausende protestieren derzeit für eine bessere Zukunft Albaniens. Noch immer leidet das Land unter den Folgen der kommunistischen Diktatur. Auch viele Opfer von damals warten auf Gerechtigkeit. Über den Umgang mit einem schwierigen Erbe.

TEXT **ASTRID BENÖLKEN UND TOBIAS ZUTTMANN** FOTOS **TOBIAS ZUTTMANN**



Das Schlimmste waren die Nachtschichten. Wenn Fatos Lubonjas zerschundener Körper nach Schlaf schrie und er dennoch in den Stollen musste. Gemeinsam mit seinen Mitgefangenen war er gezwungen, für das kommunistische Regime Kupfererz und Pyrit abzubauen. Auch heute, Jahrzehnte später, erinnert er sich noch an die Qualen. Im Akkord schlugen die Häftlinge Stollen in den Felsen und schaufelten Gestein in Loren. Wer seine Quote nicht schaffte, wurde bestraft. Das Arbeitslager Spaç im Hochland Nordalbanien lag so weit abgelegen in den Bergen, dass jeder Fluchtversuch zwecklos erschien. Im Winter kroch der Frost den Gefangenen in die Knochen, im Sommer brannte die Sonne. Und die ganze Zeit lief der Propagandasender Radio Tirana. Lubonjas Verbrechen: In einem privaten Tagebuch, das der Regierung bei einer Hausdurchsuchung in die Hände fiel, hatte der junge Mann kritische Gedanken zum Regime notiert. «Agitation und Propaganda», lautete die Anklage, Lubonja verbrachte 17 Jahre in Haft. Erst als das Regime 1991 zusammenbrach, kam auch er frei.

Gestohlene Jahre

45 Jahre lang war Albanien einer der repressivsten Staaten Europas. Der Diktator Enver Hoxha liess tatsächliche wie vermeintliche Gegner*innen überwachen, verhaften und töten. Das albanische Institut zur Erforschung der Verbrechen des Kommunismus schätzt, dass während der Diktatur etwa 34 000 Menschen wie Lubonja aus politischen Gründen verhaftet wurden. Zehntausende weitere wurden verfolgt.

Als Lubonja sich einmal weigerte, in der Mine zu arbeiten, sperrten die Wärter ihn in eine Isolationszelle, einen Meter breit, anderthalb Meter lang, kaum gross genug, um sich auszustrecken. Monatlang war Lubonja allein mit nichts als Dunkelheit, Hunger und den eigenen Gedanken. «In der Isolationszelle fühlt sich ein Monat an wie ein Jahr. Die Zeit verliert ihre Kon-

turen. Das ist die grosse Qual», erzählt er in einem Tiranaer Café. «Um in dieser Situation das Menschliche in mir zu bewahren, musste ich wieder einen Lebenssinn finden. Also dachte ich mir, dass der Sinn vielleicht darin besteht, diese Erfahrung zu machen und später einmal über sie zu schreiben. Sie nicht nur zu durchleiden, sondern zu reflektieren und einzuordnen.»

Amor Fati, nennt Lubonja das, die Liebe zum Schicksal. Noch im Gefängnis fing er an, einen Roman zu schreiben – mit Bleistift in winziger Schrift auf Zigarettenblättchen, die er in einem Buchrücken versteckte. Heute ist Fatos Lubonja einer der wichtigsten Autoren Albanien. Er versucht, die Erinnerung an dieses dunkle Kapitel in der Vergangenheit des Landes am Leben zu halten – in einer Gesellschaft, die mehrheitlich lieber vergessen möchte.

Der 75-Jährige läuft gemessenen Schrittes durch das Viertel Blloku in Albanien Hauptstadt Tirana. Hier lebten früher die Familien der Nomenklatura, abgeschottet, im Wohlstand, während die Menschen hungerten, für deren Wohl das Regime angeblich arbeitete. Heute ist die Gegend ein beliebtes Ausgeviertel. Am Rande eines Parks stoppt Lubonja an einem Kunstwerk, das er selbst vor einigen Jahren entworfen hat – eine Installation aus einem Stück Berliner Mauer, einem Bunker und Stützpfeilern aus der Mine in Spaç. Doch aus dem Bunker dringt der Geruch von Urin, eine Scheibe ist eingeschlagen. Randalierer haben sich an seinem Denkmal zu schaffen gemacht. «Das ist schon so oft passiert, dass ich es fast gewohnt bin. Schlimmer ist: Es geht um etwas viel Grösseres als nur um das Schicksal dieses Mahnmals», sagt Lubonja. «Es zeigt, wie dieses Land mit seiner Vergangenheit umgeht.» Und mit den Menschen, die unter ihr gelitten haben.

Lubonja musste nach der Haft wie viele andere, die damals freikamen, ganz von vorne anfangen. Mit seiner Frau und den beiden Töchtern kam er bei Verwandten im Keller eines heruntergekommenen

Hauses unter. In dieser Zeit wurde ihm klar, wie viel ihm die Diktatur genommen hatte. Er stand auch wirtschaftlich vor dem Abgrund. Zudem zerbrach seine Ehe. Als Lubonja verhaftet worden war, war seine ältere Tochter ein Jahr alt gewesen, die jüngere gerade einmal einen Monat. Als er aus dem Gefängnis freikam, waren sie junge Frauen. «Für sie war ich ein Fremder.» Zum ersten Mal im Gespräch kommt Lubonja ins Stocken. Er, der sonst eher wortgewandt ist, Philosophen und Denker zitiert, sucht nach den richtigen Worten. «Sie nennen mich bis heute nicht Papa.»

2007 beschloss die albanische Regierung ein Gesetz, das die Opfer entschädigen sollte. 1000 Lek, umgerechnet etwa 9,50 Franken, wurden darin für jeden Tag in einem Internierungslager veranschlagt, das Doppelte für Tage im Gefängnis. Seitdem sind fast zwei Jahrzehnte vergangen, trotzdem hat gerade einmal jede*r fünfte Betroffene von denen, die überhaupt einen Antrag eingereicht und ausreichend belegen konnten, die zugesprochene Entschädigung vollständig erhalten. Zusätzlich zu den Auszahlungen warten viele Angehörige politisch Verfolgter aber auch auf etwas, das sich nicht mit Geld bemessen lässt: Gewissheit.

Tote ohne Gräber

Fatos Lubonja hatte in Spaç zwei gute Freunde, die Journalisten Fadil Kokomani und Vangjel Lezho. Sie wurden 1979 nach einem Schauprozess erschossen und in einem unmarkierten Grab verscharrt. Seit seiner Entlassung sucht Lubonja nach dem Verbleib ihrer Leichen. Doch egal, mit wem er spricht, er stösst auf eine Mauer des Schweigens. «Ich habe so viele Versuche unternommen, aber ich konnte ihre Gebeine nicht finden.» Bis heute werden etwa 6000 Menschen vermisst.

Seit dem Ende der Diktatur wurden mehrfach politische Absichtserklärungen verabschiedet sowie Institutionen gegründet, die angeblich bei der Suche nach Antworten helfen sollen. Passiert ist aber nichts. In ihrer Verzweiflung haben Verwandte und Freunde angefangen, selbst nach den sterblichen Überresten ihrer Vermissten zu suchen. In den vergangenen Jahren gab es mehrere Fälle, in denen Angehörige tatsächlich Massengräber freilegten – ohne staatliche Unterstützung. Fatos Lubonja glaubt, dass es nach dem Fall des Kommunismus nie einen echten Willen zur Aufarbeitung der Vergangenheit gege-

ben hat. «Die alte Elite wurde die neue Elite. Das Land blieb in den gleichen Händen, mit den gleichen Intellektuellen, der gleichen Mentalität.» Die Kommunistische Partei benannte sich um und wurde die Sozialistische Partei, die derzeit das Land regiert. Ganz wie in vielen anderen Ländern, die 1991 einen Systemwechsel durchmachten, haben wichtige Köpfe in Politik, Justiz und Gesellschaft bis heute enge Verbindungen zu den Eliten von damals. So soll etwa der Vater des heutigen Premierministers Edi Rama unter den Kommunisten Todesurteile mitunterzeichnet haben. Immerhin: In den Neunzigerjahren kamen einige ehemalige Parteifunktionäre vor Gericht. Doch viele Urteile wurden später abgemildert oder revidiert, die Täter bekamen teils sogar Entschädigungen zugesprochen.

Neues Leben in der Diktatorenvilla

Der schwierige, ambivalente Umgang mit der Vergangenheit zeigt sich auch an einem Gebäude mitten in Tirana: der alten Villa des Diktators Enver Hoxha, die, versteckt hinter hohen Hecken, jahrzehntelang in einem tiefen Dornröschenschlaf lag. Nach Jahren des Zauderns entschied sich die albanische Regierung schliesslich, dort in Kooperation mit einer französischen Stiftung ein Residenzprogramm für Künstler*innen ins Leben zu rufen. Seit 2025 zieht nun alle drei Monate eine neue Gruppe Künstler*innen in das frühere Wohnhaus des Diktators ein. «Dieser Ort soll dazu genutzt werden, all das zu tun, was Enver Hoxha verabscheut hätte. Das war unser Ansporn», sagte Premier Edi Rama bei der Eröffnung. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass Rama selbst auch Künstler ist – ganz wie sein verstorbener Vater.

Kemil Bekteši hat eines der begehrten Stipendien ergattert. Als der 1997 in Belgrad geborene Künstler die Villa zum ersten Mal betrat, war er überrascht davon, wie nett es die Hoxhas hatten, wie geschmackvoll das Haus eingerichtet war. An der Garderobe im Flur haben schon die Hoxhas ihre Jacken aufgehängt, der deutsche Röhrenfernseher, der Pool – vieles ist immer noch genau so, wie es die Diktatorenfamilie Anfang der Neunzigerjahre verlassen hat. Lediglich die geheimen Fluchttunnel unter der Villa sind inzwischen mit Wasser gefüllt. «Ich glaube, einige erwarten, dass die Atmosphäre so unheimlich ist, dass wir Künstler*innen hier nicht



Siebzehn Jahre verbrachte der Schriftsteller Fatos Lubonja im Arbeitslager von Spaç.



Baupfeiler stützen heute die Zellen. Einst wurden hier bis zu 54 Gefangene pro Raum untergebracht.



Im ehemaligen Gefängnis
erinnern Masken aus Gips an
die Opfer des Hoxha-Regimes.





In der Villa des ehemaligen albanischen Diktators Enver Hoxha residieren heute Künstler*innen.





«Es ist nur ein Gebäude», sagt der bosnisch-kosovarische Künstler Kemil Bekteši, der zurzeit in der Villa lebt.

schlafen können. Diese Leute muss ich dann enttäuschen. Am Ende des Tages ist es nur ein Gebäude», sagt Bekteši.

Der bosnisch-kosovarische Künstler lebt in dem Bereich der Villa, in dem früher Ilir Hoxha wohnte, der älteste Sohn des Diktators. Die Fototapete mit Strand, die Ilir im Schlafzimmer anbringen liess, ist verschwunden, der Kronleuchter über dem Bett aber ist noch immer der gleiche. Auf dem Schreibtisch stapeln sich Bektešis Bücher zur albanischen Geschichte – und Backformen. In seinen Werken widmet sich der Künstler immer wieder dem Thema Essen. Während seiner Zeit in der Villa arbeitet er an einem konzeptionellen Kochbuch, in das er Erlebnisse von Albaner*innen während der Diktatur mit aufnimmt: «Ich möchte die Stimmen der Menschen teilen, die noch nicht gefragt wurden.» Es ist aber keine Voraussetzung für eine Residenz, dass sich die Bewerber*innen mit der Vergangenheit des Hauses auseinandersetzen. Andere Projekte beschäftigen sich mit weiblicher Identität, luziden Träumen oder Volkssagen. Regelmässig finden ausserdem Yoga-Kurse, Filmvorführungen sowie Vorträge von Künstler*innen statt.

Damit zieht die Villa auch Kritik auf sich. «Würde man in Deutschland das Haus von Hitler so nutzen?», fragt etwa die Journalistin Blerina Gjoka direkt. Sie engagiert sich seit Jahren für die Opfer des Kommunismus, sammelt auf einer Online-Plattform die Geschichten von Überlebenden. Nita Deda, der Kreativdirektorin der Villa, ist diese Perspektive sehr bekannt. «Ich denke, man kann in die Zukunft blicken, ohne die Vergangenheit zu vergessen.» Doch genau das geschehe hier, meint Gjoka: «Nach aussen sieht es schön aus. Aber damit ehren wir weiter Enver Hoxha. Die Opfer bekommen nichts. Es gibt keine Erinnerungsstätten, an denen man ihnen Respekt zollen kann.» Statt also weiter in solche Alibiprojekte zu investieren, sollte die Regierung sich lieber den Orten widmen, an denen die Opfer gelitten hätten und die zusehends verschwinden.

Land ohne Vergangenheit

Das Auto heult auf, als es die letzte Kurve der Schotterstrasse erklimmt. Dann liegt es da: das ehemalige Arbeitslager Spaç. Oder vielmehr die Ruine des Lagers: eine Ansammlung mehrstöckiger heller Gebäude mit leeren Fensterhöhlen, die sich nur wenig von den braun-schwarzen Bergen um sie herum abheben. An den Wän-

den zwischen den Zellblöcken sind verblasst noch sozialistische Losungen und Hoxha-Zitate zu erkennen. In den einstigen Zellen nisten heute Schwalben, Metallpfiler stützen die Wände, damit sie nicht einstürzen. Von den Erklärtafeln, die private Erinnerungsinitiativen vor Jahren installiert haben, blättert die Farbe. Was vermutlich mal eine Übersichtskarte war, ist inzwischen komplett ausgebleichen und wild mit Stickern beklebt. 2017 versprach die albanische Kulturministerin, ein Museum an der Stelle des Lagers zu errichten. Passt ist nichts.

Heute ist der einst so isolierte Balkanstaat Albanien ein beliebtes Tourismusziel, zudem Mitglied der NATO, und strebt den EU-Beitritt an. Und doch wirft die OSZE der Regierung im Zuge der Parlamentswahl Einschüchterungsversuche vor. Reporter ohne Grenzen kritisiert die enge Verflechtung von Politik und Medien. Die EU fordert eine stärkere Unabhängigkeit der Justiz. Und seit Ende Mai demonstrieren immer mehr Menschen gegen die Missstände im Land. Erst ging es nur um den Bau eines Luxusresorts in einem ökologisch besonders wertvollen Streifen der Adriaküste, der teilweise unter Naturschutz steht. Die Beteiligung von Familienmitgliedern des US-amerikanischen Präsidenten Trump befeuerte den Widerstand zusätzlich. Bald wurden die Proteste zu einem Ventil für die jahrelang angestaute Unzufriedenheit über den Zustand des Landes: die Korruption, der Rückgang der Demokratie und mangelnde Zukunftsperspektiven.

Zehntausende Demonstrant*innen in Tirana und im Rest des Landes fordern den Rücktritt von Premier Edi Rama – und echte Veränderung im Land. Fatos Lubonja marschiert häufig in der ersten Reihe mit, trägt Plakate und Flamingos aus Holz, die zum Symbol des Protestes geworden sind (siehe auch Surprise 633/26). Sollte sich grundsätzlich etwas im Land ändern, könnte das auch den Raum schaffen für eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. «Es geht nicht darum, die Vergangenheit zu bewahren wie ein archäologisches Fundstück», sagt Lubonja. «Sondern darum, dass wir uns fragen, was sie für die Gegenwart bedeutet, damit sie sich nicht wiederholt.»

Kritiker*innen bemängeln, dass die geschmackvoll eingerichtete Villa den früheren Diktator weiter ehre.

Kultur Das Stück «Sonja – ein Junkieleben» bietet Anlass, zu fragen:
Wie soll man von Sucht erzählen? Wir haben es uns angesehen
und zwei Surprise-Stadtführer*innen nach ihrer Meinung gefragt.



BILD: JANN CLAVADETSCHER

Joel Basman verkörpert im Theater die
heroinsüchtige «Sonja», die mit
einem Hausrat auf Rädern unterwegs ist.

Liebevoll angenähert und verfehlt

Theater Joel Basman feiert mit seinem Ein-Mann-Stück «Sonja – ein Junkie-
leben» zurzeit grosse Erfolge. Seine schauspielerische Leistung
ist stark, die Darstellung einer Heroinsüchtigen jedoch klischeehaft.

TEXT **DIANA FREI**

«Militär-/Langstrasse»: So ist der Billettautomat der Zürcher Verkehrsbetriebe angeschrieben. «ACAB» ist draufgesprayt, was so viel heisst wie «All Cops Are Bastards», dazu «KCBR», ein in Zürich allgegenwärtiges Sprayer-Kollektiv. Weiter vorn eine Sitzbank, daneben ein Migros-Einkaufswagen, ein Hausrat auf Rädern. Das Bühnenbild deutet eine ganz bestimmte Strassenecke in Zürich an, mitten im Rotlichtviertel und ein Drogenhotspot. Es ist ein wiedererkennbares Setting, markiert durch ein paar wenige, aber klar gesetzte Elemente.

Die blaue Neonröhre auf dem Automaten verweist auf die Vertreibung von Süchtigen aus dem öffentlichen Raum. Das blaue Licht war noch in den 1990er-Jahren omnipräsent auf WCs, in Hauseingängen und Durchgängen; es verhindert, dass die Venen sichtbar sind. Es steht für eine ganze Ära, in der die Stadt überfordert war von der offenen Drogenszene. Diese Reduktion der Bühne, die angedeutete Realität, ist durchdacht.

Dann taucht irgendwo ganz hinten im Zuschauerraum Sonja auf. Die Figur stolpert seit einigen Monaten durch die sozialen Medien, sitzt in Instagram-Reels (@haeschöppis) einmal auf der Pferdestatue in der Zürcher Bäckeranlage, ein andermal streift sie durchs Gebüsch oder hinkt über den Stauffacher, unterwegs mit ihrem Hund namens Tyson.

Sie kommentiert das Leben und die Welt an sich, klopft Sprüche über die Polizei, spricht zu uns in die Kamera. Nahbar wirkt sie dabei, wenn auch ziemlich verladen. Ist das ernst gemeint? Ein Comedy Act?, fragt man sich zunächst – bis sich die Kurzclips als Werbekampagne für das Theaterstück «Sonja – ein Junkieleben» erweisen. Irgendwann erkennt man in der Figur den Schauspieler Joel Basman wieder, verkleidet als Frau in der Drogensucht.

Nun spricht diese Sonja also das Theaterpublikum an: «Häsch mer en Schtutz?» Gelächter im Saal. Die einen geben was, die anderen nicht, kleine Gespräche, die Nachfrage nach noch mehr, dann mal ein Kompliment, «schöni Hose häsch», und «bisch en Schatz». Das Publikum lacht. Auch Wechselgeld bietet Sonja an und arbeitet sich Zuschauerreihe um Zuschauerreihe – «Oder villicht es Nötli?» – nach vorn zur Bühne. Es ist eine lustige Szene. Sie verhandelt das Betteln. Prekäre Lebensumstände. Es wird über eine Realität gelacht, die den meisten ausserhalb des Theaters eher unangenehm sein dürfte. Hier aber bezahlt man den Stutz für die Show: Gibt man Geld, wird eine schlagfertige Antwort kommen, und die Unterhaltung setzt sich fort. Die Frage ist nur: Was macht das alles mit unserem Bild dieser Figur?

Das Problem mit der Nähe

Joel Basman ist etliche Jahre vor der Gentrifizierung des Quartiers nahe der Bäckeranlage aufgewachsen und hat schon als Kind täglich Suchtkranke vor der Haustür gesehen. Regisseur Michael Steiner spricht in einem Interview mit dem Tagesanzeiger von einem Trauma, das Zürich als Stadt habe. Viele Menschen mit ähnlichen Jahrgängen wie er, 1967, hätten Bekannte und Freunde an die Drogen verloren. Der Platzspitz und der Letten sind Tragödien, die das Aufwachsen vieler in Zürich geprägt haben.

Es ist also nachvollziehbar, dass Basman und Steiner, die auch die Co-Autoren des Theatertexts sind, eine emotionale Nähe zum Thema haben. Und dass es ihnen ein ehrliches Anliegen ist, von dieser Zeit und den Menschen in der Sucht zu erzählen. Dieses Stück gibt es, «damit die Menschen Sonja als Mensch sehen, wenn sie ihr das nächste Mal begegnen», steht im Flyer dazu, und mit «Sonja» sind die Suchtkranken in der realen Welt gemeint. Die

gefühlte Nähe zu den zeitgeschichtlichen Hintergründen und Schauplätzen kann aber den Blick für einen zeitgemässen Umgang mit dem Thema verstellen. Für die Frage etwa, welche Darstellungen stereotype Bilder reproduzieren und welche das Potenzial haben, sie aufzubrechen. Wo wird die möglichst authentische Darstellung zum Klischee? Das ist nicht immer einfach zu beantworten – und die Abgebildeten, Dargestellten oder Nachgeahmten selber sehen es allenfalls anders als ein Durchschnittspublikum (siehe dazu S. 24/25).

Basman («*Volkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse*») und Steiner («*Grounding – Die letzten Tage der Swissair*», «*Sennentuntschi*») sind Filmprofis, die mit «Sonja» Theater machen. Nun hat der Film einen höheren Realitätsanspruch als das Theater, als ein Bühnenraum. Er ist in der Regel Immersion. Theater dagegen ist Behauptung, Abstraktion. Eine Bühnenfigur muss anderes leisten, vor allem, wenn es sich um ein Solo handelt. Sie muss mehr tragen können als nur ihre eigene Geschichte. Stärker als eine Filmfigur muss sie das Publikum herausfordern, bestimmte Lesarten unterlaufen oder das eigene Narrativ infrage stellen, weitere Reflexionsebenen einbeziehen.

Abbilden oder reflektieren

Die reine Abbildung wirkt im Jahr 2026 schlicht etwas unterkomplex – erst recht bei einem Thema, das viel mit Stigmata zu tun hat, mit bestimmten Bildern, die wir uns von Menschen machen. Basman und Steiner sind sich dieser Themen offensichtlich bewusst. Nur findet sich die Reflexion bloss ausserhalb des Stücks: Auf Instagram spricht Basman mit seiner Figur Sonja (also mit sich selber, einmal mit und einmal ohne Maske). Es geht darum, wer sich auf der Bühne dem Publikum zeigen darf. Sonja ist sauer, weil Basman ihr im Weg steht. Es ist dieses differenzierte Nachdenken über Rollen- und Menschenbilder, das man sich auch im Stück wünschen würde. Doch es bleibt dort aussen vor, und die Bühne gehört zu hundert Prozent der Karikatur.

Verwahrlostes Äusseres, verfilztes Haar, schlechte Zähne, kaputter Fuss, unkoordinierte Bewegungen, abrupte Stimmungswechsel. Der Slang. Die träfen Sätze. Trotz der ganzen Biografie, die sie ihrem Publikum – durchaus auf rührende Art – erzählt, sind das die Elemente, die im Gedächtnis haften bleiben. Und die mit dem Wort «Junkie» aus dem Stücktitel seit Jahrzehnten eng verknüpft sind. Der Begriff gilt heute als abwertend genau aus diesem Grund: Er evoziert einen Typus der verwahrlosten drogenkonsumierenden Person, statt dass er die Sucht als Krankheitsbild benennt.

Nun beherrscht Basman die detailreiche Zeichnung dieses Typus einer süchtigen Frau durchaus. Seine Darstellung ist – auch das muss gesagt sein – eine Tour de Force, ein Solo von einer Stunde und 45 Minuten, und eine eindruckliche schauspielerische Leistung. Die fahrig-geplagte Art, der hinkende Gang, die Nerven, die blankliegen: Das ist die Heroinsucht mit all ihren Symptomen. Nun gehört diese ganze Palette des Verhaltens aber nicht zu Sonja als Mensch, sondern ist der Suchterkrankung zuzuschreiben. Das macht diese Figur austauschbar. Und damit zu einem stereotypen Bild, das sich in unseren Köpfen weiter verfestigt.

«**Sonja – ein Junkieleben**», 17. bis 19. Sep., Klibühni Chur (alle ausverkauft); 29. und 30. Dez., Kaufleuten Zürich; 19. März 2027, Theater Bachtornhalle, Schaffhausen. kaufleuten.ch

«Die Sucht steuert dich extrem»

«Das Theaterstück «Sonja, ein Junkieleben» habe ich nicht gesehen, aber auf unseren Stadtführungen haben wir ein ähnliches Anliegen: den Menschen hinter der Sucht zu zeigen. Mir ist wichtig zu zeigen, dass jede*r Süchtige ein Mensch mit Gefühlen ist. Ich selber habe eine Drogenvergangenheit, und ich weiss nicht, wie mich die Leute früher genau wahrnahmen. Man sah mir an, dass ich Drogen konsumierte. Am Anfang war es noch weniger sichtbar. Aber über die Jahre, je schlechter mein Zustand psychisch wie physisch wurde, behandelten mich die Leute dann auch nicht mehr so schön.

Ich verstehe, dass es bei den Leuten auch Ängste ausgelöst hat, wie ich daherkam. Ich war dreckig und ungepflegt. Und als AIDS aufkam, hat sich alles nochmals verändert. Viele Leute waren auch überfordert. In meinem süchtigen Zustand wäre es mir nicht möglich gewesen zu vermitteln, wer ich bin und wie es mir geht. Ich war in der Sucht gefangen. Gerade vorher sah ich jemanden am Bahnhof, der sich ein bisschen ausfällig benahm. Vielleicht war ich auch so, ich kann es nicht mehr nachvollziehen. Aber ich habe mich sicher auch seltsam verhalten, die Sucht hat mich getrieben. Ich ging auf der Strasse betteln, um die Sucht zu finanzieren. Daran hatten viele Leute keine Freude, oder sie fühlten sich belastet. Was ich heute sehr gut verstehe. Aber für mich war es damals ein guter Weg, um zu Geld zu kommen. So wurde ich nicht straffällig.

Ich konnte das nur machen, weil ich unter Drogen stand. Heute könnte ich das nicht mehr, ich würde mich schämen. Früher hatte ich nur den Gedanken, dass ich bis zu diesem oder jenem Zeitpunkt einen bestimmten Betrag zusammenhaben muss, damit ich mir wieder einen Schuss setzen kann. Ich stand unter einem starken Druck, die Sucht steuert dich extrem. Das verändert den Charakter, die Schamgrenze verschiebt sich.

Heute bin ich ein anderer Mensch. Trotzdem habe ich natürlich schon auch noch gleiche Charakterzüge wie damals. Ich war immer ein ruhiger Mensch, zurückhaltend, schüchtern. Ich war ein sensibler Mensch und bin es heute noch. Viele Süchtige sind sensible Menschen, sonst würden sie nicht in der Sucht landen.

Auf den Stadtführungen erzählen wir deshalb aus der Rückschau. Wir erzählen von den Brüchen im Leben, die in die Sucht geführt haben. Und genauso wichtig ist auch der Weg aus den Drogen heraus. Der Weg zurück ins Leben. Der Weg zurück zum Menschsein.»

Aufgezeichnet von **DIANA FREI**



FREDY DÜRRENMATT, 64, lebte von 1986 bis 1992 auf der Gasse. Im Oktober startet er mit einem neuen Stadtrundgang in Zürich.



KATHY MESSERLI, 44, ist Surprise-Stadtführerin in Bern und erzählt auf ihrer Tour von Gewalt, psychischer Erkrankung und Armut.

«Wie ein Schlag in mein Gesicht»

Selten war ich so schockiert von einem Kulturangebot. Ich habe die euphorischen Zeitungsartikel über «Sonja – ein Junkieleben» gelesen, mir online Szenenausschnitte und Fernsehberichte angeschaut – und ich bin absolut fassungslos. Was hier als Kultur angepriesen wird, verletzt mich zutiefst.

Das Stück in seiner Gesamtheit kann ich nicht beurteilen, ich habe es nicht gesehen. Ich wollte, nach sorgfältiger Vorab-Recherche, kein Theaterstück in dieser Form unterstützen. Nachdem ich die Vorschau, Ausschnitte und weitere Informationen gesehen hatte, habe ich mich ganz bewusst dagegen entschieden, es mir anzuschauen, weil ich ein solches Stück weder mit meiner Anwesenheit noch mit meinem Geld unterstützen will. Eine Figur, die mit angeklebten schlechten Zähnen, verschmierter Schminke und einer verfilzten Perücke abbilden will, was ich selber einmal war: eine Frau in der Heroinsucht. Es macht mich wütend, wie einfallslos sich diese Darstellung billiger Klischees von suchtkranken Menschen bedient.

Als Mitarbeiterin von Surprise führe ich Stadtführungen zu sexualisierter Gewalt, Armut, Drogenkonsum durch. Ich erzähle davon, wie schnell mich ein Schicksalsschlag in die Sucht getrieben hat. Als Betroffene einer Suchterkrankung weiss ich, wie schnell eine Abhängigkeit zum sozialen Abstieg führt.

Auch das Theaterstück behauptet, ein Leben in der Sucht zu zeigen. Was mir auf vielfältigen medialen Kanälen begleitend zum Bühnenstück vermittelt wird, ist allerdings eine Aneinanderreihung bekannter Bilder und Floskeln: Auf Instagram sehen wir in etlichen Kurzclips, wie diese Theater-Sonja durch die Welt hinkt und ihre flapsigen Sprüche macht.

Sätze wie «Häsch mer en Stutz?» mögen beim Publikum Lacher erzeugen, sie reduzieren jedoch eine komplexe Lebensrealität auf eine Karikatur. In Wahrheit ist es eine Riesenscham, die man überwinden muss, um in die Öffentlichkeit zu gehen, sich auf den Boden zu hocken und um Geld zu bitten. Dazu ist gezwungen, wer trotz Sucht nicht kriminell werden und nicht auf den Strich gehen will. Dann bleibt nur noch «Häsch mer en Stutz?» übrig.

Das ist, was hinter diesem Satz steht, über den in diesem Stück offenbar herzlich gelacht wird. Statt Süchtige als Menschen sichtbar zu machen, reproduziert es Bilder in den Köpfen, gegen die viele Betroffene seit Jahren ankämpfen. Deshalb irritiert mich die teils euphorische

Berichterstattung. In der Schweizer Kulturszene wird heute zu Recht intensiv darüber diskutiert, wer welche Rollen darstellen darf und wo stereotype Darstellungen verletzend werden. Umso unverständlicher ist für mich, weshalb hier kaum jemand hinterfragt, wie suchtbetroffene Menschen dargestellt werden (wollen).

Mich stört dabei nicht, dass ein Schauspieler eine suchtkranke Person spielt. Schauspiel lebt vom Darstellen anderer Lebenswelten. Mich stört es, wenn eine Darstellung fast ausschliesslich auf bekannten Klischees basiert und dadurch Vorurteile eher bestätigt als hinterfragt. Die Figur dieser Sonja wirkt auf mich nicht recherchiert. Sondern abgeschaut, nachgeahmt.

Frauenspezifische Aspekte von Sucht und Armut müsste man differenziert anschauen. Etwa Dreiviertel der Süchtigen, die Heroin spritzen, sind Männer, ein Viertel Frauen. Als Frau ist man fast dazu gezwungen, sich einer Männerclique anzuschliessen. Damit sich niemand an dir vergreift, dich niemand beklaut. Die Clique bedeutet aber nicht Freundschaft, es ist eine Zweckgemeinschaft. Du gerätst in eine Rolle, die du dir nicht aussuchen kannst. Du wirst vielleicht als Drogenkurierin benutzt, weil du unauffällig wirkst und unter dem Radar der Zivilpolizei durchkommst. Du musst in einer Welt überleben, die du eigentlich gar nicht kennst. Es ist ein Leben, das sich durch die Sucht ergibt.

Hatte ich also «ein Junkieleben», wie es im Stückettitel heisst? Während meiner Drogenzeit bezeichnete ich mich selber als Junkie. Mittlerweile ist mir bewusst, dass «junk» auch «Schrott, Müll» bedeutet. Will man danach benannt werden? Wie immer bei solchen Fragen spielt auch eine Rolle, ob es sich um eine Fremd- oder Selbstbezeichnung handelt. Je nachdem wird aus dem Junkie sehr schnell ein «Hueredrücksjunkie». Mit dem Wort sind in vielen Köpfen noch heute die stereotypen Bilder aus den 1980er- und 90er-Jahren verbunden. Kaputte Menschen, ungepflegte Figuren.

Ich wünsche mir weniger (Selbst-)Beweihträucherung der Macher von «Sonja – ein Junkieleben» und mehr Bereitschaft zum Dialog mit Menschen, die Sucht erlebt haben. Vielleicht wäre genau das der erste Schritt zu einem Stück, das nicht über Betroffene spricht, sondern ihnen wirklich gerecht wird. Denn Theater kann Brücken bauen. Es kann Empathie schaffen und Menschen dazu bringen, ihre Sicht auf die Welt zu verändern. Die Herangehensweise dieser Produktion hat diese Chance aus meiner Sicht verpasst.

Aufgezeichnet von **DIANA FREI**



Hintergründe im Podcast: Simon Bergin
spricht mit Kathy Messerli und Diana Frei
über die Darstellung von Sucht auf der Bühne.
surprise.ngo/talk

Basel

«**still still**», Bewegungsperformance, Fr, 18. und Sa, 19. Sep., jeweils 19.30 Uhr, So, 20. Sep., 19 Uhr, Theater BAU 3, Gundeldinger Feld, Dornacherstr. 192. Tickets unter eventfrog.ch. theater-sued.ch



Das Theater Süd arbeitet konsequent partizipativ. So ergibt sich für «still still» aus Aktionen im Quartier zunächst das Thema an sich: die Stille. Dann arbeitet eine gemischte Gruppe forschend, hinhörend und schreibend weiter, es entsteht ein 70-seitiges Magazin zum Thema, das bei den Vorstellungen aufliegt. Doch wie lassen sich nun Theater und Stille vereinbaren? Was bleibt, wenn man Spektakel, Sprache und Musik erst einmal weglässt? Eine mögliche Antwort liegt im Körper, denn Stille ist auch ein körperliches Empfinden. Also leitet Tänzerin und Choreografin Clea Onori gemeinsam mit Andreas Schmidhauser eine Gruppe von 27 Personen in der szenischen Recherche, was auch mal heisst, sich auf der Bühne gegenseitig beim Nichtstun zu beobachten. Das klingt recht ruhig, aber auf der Bühne wird es zwischendurch auch laut – dank Janik Pokorny, der als Sound Designer, Tonmeister und Komponist die akustische Dimension von «still still» gestaltet, ausgehend von vielen Field-Recordings. **DIF**

Biel/Bienne

«**Spuren der Saisonniers/Traces des Saisonnier-ère-s**», Sa, 26. Sep., Gründungsfeier: Führungen 17 und 18 Uhr, Vorstellung Verein 19 Uhr, Abendessen 20 Uhr, Quai du Bas 30. Anmeldungen und Infos: verein-spuren-traces@proton.me

Der neu gegründete Verein «Spuren der Saisonniers/Traces des Saisonnier-ère-s» setzt sich für den Erhalt der ehemaligen Saisonnierunterkünfte auf dem früheren Gelände der Baufirma Bühler & Co. ein, damit diese zu einem lebendigen Ort der Erinnerung, der Forschung, der Wissensvermittlung und der öffentlichen Debatte werden können. Die materiellen Spuren der Geschichte des Saisonnierstatuts verschwinden zunehmend. Diese Wohnbaracken stellen also eines der letzten baulichen Zeugnisse eines Migrationssystems dar, das die wirtschaftliche Entwick-



lung der Schweiz nachhaltig geprägt und gleichzeitig die Prekariisierung, Unsichtbarmachung und Ausgrenzung von Hunderttausenden von Arbeitsmigrant*innen und ihren Familien organisiert hat. Die Gründung des Vereins wird gefeiert: mit zwei Führungen durch die ehemaligen Saisonnierunterkünfte auf Englisch und Deutsch/Französisch (mit Anmeldung), mit Vorstellung des Vereins, Austausch und Abendessen, zubereitet von der «Küche für Alle». **DIF**

Bern

«**Literatur und der Kampf um Freiheit**», Lesung, Di, 15. Sep., 19.30 Uhr, Sous Soul, Spitalgasse 4. weilerschreiben-schweiz.jetzt sous-soul.love

Was bedeutet Schreiben, wenn jedes Wort zensiert werden könnte? Was heisst es, im Exil eine neue



Sprache finden zu müssen? Diesen Fragen widmet sich ein Abend mit zwei Frauen, die wegen ihrer literarischen Tätigkeit aus dem Iran fliehen mussten. Atefe Asadi, Autorin, Redakteurin, Übersetzerin und Songwriterin aus Teheran, schrieb über Gender, Sexualität und Frauenrechte in der iranischen Gesellschaft. Ihre drei Kurzgeschichtensammlungen wurden vom iranischen Kulturministerium verboten, sie selbst wurde verfolgt und verhaftet. Heute lebt sie in Deutschland. Sahar Tavakoli hat mit ihrem Mann, dem Dichter Faryad Shiri, in Teheran den Dastan-Verlag gegründet. Trotz jahrelanger Vorsicht – sie publizierte nur behördlich genehmigte Bücher und zensierte sich selbst beim Übersetzen – wurde sie von der Revolutionsgarde vorgeladen und verhört. Seit dem Jahr 2023 lebt sie in der Schweiz. Die Lesung und das Gespräch moderiert Ana Sobral vom Projekt Weiter Schreiben Schweiz. **DIF**

Winterthur

«**Transcending Borders – Sans-Papiers in der Schweiz**», Kurzfilm-screening, Fr, 25. Sep., 19 Uhr, Coalmine, Turnerstrasse 1. Beschränkte Platzzahl, Anmeldung bis 17. Sep. über info@tanjapolli.ch oder 076 449 55 30. coalmine.ch transcending-borders.ch «Transcending Borders» porträtiert fünf Migrant*innen ohne Aufenthaltsgenehmigung in der Schweiz: Menschen, die ohne legalen Status leben und unter prekären Bedingungen arbeiten. Zu ih-

nen gehört Emmanuel, der seine Isolation und seine inneren Kämpfe in eindrucksvolle Computeranimationen umsetzt. Diese verschmelzen mit Dokumentaraufnahmen zu einem vielschichtigen Werk über Unsichtbarkeit,



Würde und Widerstandsfähigkeit. Das Filmprojekt ist in Zusammenarbeit mit Sans-Papiers entstanden, die seit vielen Jahren in der Schweiz leben. Es erweitert die öffentliche Debatte, indem es die Perspektiven der «Unsichtbaren» selber in den Vordergrund rückt und auf die Situation von Arbeitsmigrant*innen ohne Bleiberecht in der Schweiz aufmerksam macht. Schweizer Premiere mit Gespräch und Apéro. **DIF**

Zürich

«**Vive les Femmes!**», musikalische Komödie, Mi, 16. Sep. bis So, 18. Okt., Mi bis Sa, 19.30 Uhr, So 18 Uhr, Theater am Hechtplatz, vorübergehend im Haus Seefeld, Seefeldstrasse 91. theaterhechtplatz.ch

Wir schreiben das Jahr 2030. In Europa stehen Krisen und Konflikte auf der Tagesordnung, und das Thermometer steigt eh längst



regelmässig über 36 Grad. Fünf Frauen unterschiedlichen Alters beschliessen, dem Weltuntergang nicht weiter tatenlos zuzuschauen und rufen zum FLINTA*-Streik auf, womit sie das Publikum letzten Endes auf eine musikalische Zeitreise durch viele Jahrzehnte des feministischen Kampfes mitnehmen: Die junge Glarner Autorin Ella Lydia Becker hat eine rasante Komödie geschrieben, in der es nicht nur um den Kampf für mehr Gleichberechtigung geht, sondern auch um eine gerechtere und friedlichere Welt. Um Feminismus, der täglich dafür sorgt, dass die Welt etwas langsamer untergeht. **DIF**



DANIELLE LINIGER, 49, ist eine freiberufliche Fotografin aus Bern. Das Bild ist Teil des Projektes «stones to carry», bei dem es darum geht, alte, immer wiederkehrende Emotionen zu verarbeiten, die sich belastend anfühlen. Das Bild steht für die beruhigende Kraft im ganzen Chaos.

An dieser Stelle fragen wir einmal im Monat Schweizer Fotografinnen des Netzwerkes «Purple Eye», was ihnen in Zeiten wie diesen Hoffnung gibt. purple-eye.ch

AB 500.- SIND
SIE DABEI!

Die 25 positiven Firmen

Unsere Vision ist eine solidarische und vielfältige Gesellschaft. Und wir suchen Mitstreiterinnen, um dies gemeinsam zu verwirklichen. Übernehmen Sie als Firma soziale Verantwortung.

Unsere positiven Firmen haben dies bereits getan, indem sie Surprise **mindestens 500 Franken** gespendet haben. Mit diesem Betrag unterstützen Sie Menschen in prekären Lebenssituationen auf ihrem Weg in die Eigenständigkeit.

Die Spielregeln: 25 Firmen oder Institutionen werden in jeder Ausgabe des Surprise Strassenmagazins sowie auf unserer Webseite aufgelistet. Kommt ein neuer Spender hinzu, fällt jenes Unternehmen heraus, das am längsten dabei ist.

- 01 Toppharm Apotheke Paradeplatz Zürich
- 02 Gemeinnützige Frauen Aarau
- 03 Scherrer & Partner GmbH, Basel
- 04 Gemeinnütziger Frauenverein Nidau
- 05 Allrounder-GMVL Tom Koch, Bern
- 06 Lebensschau, Männedorf
- 07 Bodyalarm - time for a massage
- 08 Hausarztpraxis Tannenhof, Tann-Rüti
- 09 InhouseControl AG, Ettingen
- 10 Automation Partner AG, Rheinau
- 11 Zehnder Arbeitssicherheit, Zürich
- 12 Madlen Blösch, Geld & so, Basel
- 13 movaplan GmbH, Baden
- 14 Kaiser Software GmbH, Bern
- 15 Jocher Projekte GmbH, Rheinfelden
- 16 appius GmbH, Interims-Management
- 17 Breite-Apotheke, Basel
- 18 Broki Sidewäg, Bern
- 19 Maya Recordings, Oberstammheim
- 20 AnyWeb AG, Zürich
- 21 Beat Vogel - Fundraising-Datenbanken, Zürich
- 22 Praxis Carry Widmer, Wettingen
- 23 hoopsforyu, jewelry
- 24 Zibsec Sicherheitsdienst, Zürich
- 25 Wullemin Beratung, wullemin-beratung.ch

Möchten Sie bei den positiven Firmen aufgelistet werden?

Mit einer Spende ab 500 Franken sind Sie dabei.

Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

Surprise, 4051 Basel

Zahlungszweck: Positive Firma und Ihr gewünschter Namenseintrag (max. 40 Zeichen inkl. Leerzeichen). Sie erhalten von uns eine Bestätigung.

Kontakt: Clara Fasse

Team Marketing, Fundraising & Kommunikation

T +41 61 564 90 53 | marketing@surprise.ngo

SURPLUS – DAS NOTWENDIGE EXTRA

Wie wichtig
ist Ihnen Ihre
Unabhängigkeit?

Das Programm

Einige unserer Verkäufer*innen leben fast ausschliesslich vom Heftverkauf und verzichten auf Sozialhilfe. Surprise bestärkt sie in ihrer Unabhängigkeit.

Mit dem Begleitprogramm SurPlus bieten wir ausgewählten Verkäufer*innen zusätzliche Unterstützung. Sie erhalten ein Abonnement für den Nahverkehr, Ferienzuschlag und eine Grundausrüstung an Verkaufskleidung. Zudem können bei finanziellen Notlagen aber auch für Gesundheits- oder Weiterbildungskosten weitere Unterstützungsbeiträge ausgerichtet werden. Die Programmteilnehmer*innen werden von den Sozialarbeiter*innen bei Surprise eng begleitet.

Eine von vielen Geschichten

Negasi Garahlassie gehört unterdessen schon fast zum Winterthurer Stadtbild. Seit rund 15 Jahren ist Negasi Garahlassie als Surprise-Verkäufer tätig. Entweder verkauft der gebürtige Eritreer seine Magazine auf dem Wochenmarkt oder am Bahnhof Winterthur. Der Arbeitstag des 65-jährigen beginnt frühmorgens und dauert meist so lange, bis der abendliche Pendelverkehr wieder abgenommen hat. Zusammen mit seiner Frau und seinen zwei erwachsenen Söhnen ist er auf das Einkommen des Strassenmagazinverkaufs angewiesen, um den Lebensunterhalt bestreiten zu können. Das SurPlus-Programm unterstützt ihn dabei: Mit Krankentaggelder, bezahlten Ferientagen und einem Abonnement für den öffentlichen Nahverkehr.



Weitere Informationen gibt es unter:
surprise.ngo/surplus

Unterstützen Sie das SurPlus-Programm mit einer nachhaltigen Spende

Derzeit unterstützt Surprise 30 Verkäufer*innen des Strassenmagazins mit dem SurPlus-Programm. Ihre Geschichten stellen wir Ihnen hier abwechselnd vor. Mit einer Spende von 6000 Franken ermöglichen Sie einer Person, ein Jahr lang am SurPlus-Programm teilzunehmen.

Unterstützungsmöglichkeiten:

- 1 Jahr: 6000 Franken
- ½ Jahr: 3000 Franken
- ¼ Jahr: 1500 Franken
- 1 Monat: 500 Franken
- oder mit einem Beitrag Ihrer Wahl.

Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3 | Vermerk: SurPlus

Oder Einzahlungsschein bestellen: T +41 61 564 90 90

info@surprise.ngo | surprise.ngo/spenden

Herzlichen Dank!



**SURPRISE
WIRKT**

Impressum

Herausgeber

Surprise, Münzgasse 16
CH-4051 Basel

Geschäftsstelle Basel

T +41 61 564 90 90
Mo-Fr 9-12 Uhr
info@surprise.ngo,
surprise.ngo

Regionalstelle Zürich

Kanzleistrasse 107, 8004 Zürich
T +41 44 242 72 11

Regionalstelle Bern

Beundenfeldstrasse 57, 3013 Bern
T +41 31 332 53 93

Soziale Stadtrundgänge

Basel: T +41 61 564 90 40
rundgangbs@surprise.ngo
Bern: T +41 31 558 53 91
rundgangbe@surprise.ngo
Zürich: T +41 44 242 72 14
rundgangzh@surprise.ngo

Anzeigenverkauf

Stefan Hostettler, Ito1 Media
T +41 43 321 28 78
M +41 79 797 94 10
anzeigen@surprise.ngo

Redaktion

Verantwortlich für diese Ausgabe:
Sara Winter Sayilir (win)
Diana Frei (dif), Klaus Petrus (kp),
Lea Stuber (lea),
Andres Eberhard (eba)
T +41 61 564 90 70
redaktion@strassenmagazin.ch
leserbriefe@strassenmagazin.ch

Ständige Mitarbeit

Rosmarie Anzenberger (Korrektorat),
Simon Berginz, Monika Bettschen,
Christina Baeriswyl, Maj Lisa Dörig,
Hanna Fröhlich, Carlo Knöpfel,
Yvonne Kunz, Fatima Moumouni,
Adriana Ružek, Ralf Schlatter,
William Stern, Priska Wenger,
Christopher Zimmer

Mitarbeitende dieser Ausgabe

Astrid Benölken, Lukas Gilbert,
Heini Hassler, Danielle Liniger, Anja
Mihic, Lina Müller, Marie Schüpbach,
Sandra Smolčić, Tobias Zuttman

Wiedergabe von Artikeln und
Bildern, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung der Redaktion. Für
unverlangte Zusendungen wird jede
Haftung abgelehnt.

Gestaltung und Bildredaktion

Bodara AG,
Büro für Gebrauchsgrafik

Druck

AVD Goldach

Papier

Holmen TRND 2.0,
70 g/m², FSC®, ISO 14001, PEFC,
EU Ecolabel, Reach

Auflage

22520

Abonnemente

CHF 250.-, 25 Ex./Jahr

Helfen macht Freude,

spenden Sie jetzt.

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

#Sozialer Stadtrundgang Zürich:

Christian Gabriel

«Die Achterbahn kam voll zum Ausdruck»

Es war sehr eindrücklich. Der Guide erzählte an den einzelnen Stationen recht lang (fast 35 Minuten an einer Station), aber es machte nichts aus, die Geschichte war fesselnd. Die Klasse war von Beginn an voll dabei. Die Erlebnisberichte, die sie hinterher schrieben, zeigen das auch. Die Lebensgeschichte war sehr eindrücklich erzählt auch für Jugendliche; die Achterbahn kam voll zum Ausdruck, aber auch, dass es verschiedene (städtische und familiäre) Hilfen braucht, um wieder auf die Beine zu kommen. Ich verstand gut, dass der Guide nur zwei Führungen pro Woche macht: Diese Emotionalität und gleichzeitige Klarheit und auch Reflexionsfähigkeit über die eigene Lebensgeschichte kann man nicht zu oft durchleben/weitergeben/erleben lassen. Unter dem Titel «Sozialer Stadtrundgang» hätte ich vielleicht erwartet, dass man längere Strecken spaziert. Aber das ist keine Kritik an diesem Nachmittag. Und: Dass es Kopfhörer gibt für den Ton, ist ideal!

ARIANE TANNER, Zürich

#Sozialer Stadtrundgang Basel:

Danica Graf

«Konkrete Fragen stellen»

Sehr interessanter Mix der besuchten Orte und der Biografie von Danica Graf. Vielleicht etwas weniger fragen: Haben Sie noch Fragen? Lieber selbst konkrete Fragen stellen, wie das zwei oder drei Mal gemacht wurde. Oder eine Diskussion starten, mit z.B. «Was ist Ihre Meinung dazu?»

DANIEL MOLLET, Muttentz

#Sozialer Stadtrundgang Basel:

Lilian Senn

«Genial»

**Super Geschichtenerzählerin.
Genial fesselnder Rundgang,
sehr ansprechend.**

GEA VON VULPEN, Basel

#Sozialer Stadtrundgang Zürich:

Nicolas Gabriel

«Bewegender Lebenslauf»

Tolle Leistung! Frei, emotional und sehr gutes Hochdeutsch. Ein bewegender Lebenslauf mit vielen Tiefs. So erzählt, dass es ungute Gefühle bei den Hörer*innen weckt. Ein grosses Lob!

ROLF ALTWEGG, Zürich

Ich möchte Surprise abonnieren

Das Abonnement ist für jene Personen gedacht, die **keinen Zugang** zum Heftverkauf auf der Strasse haben. Alle Preise inklusive Versandkosten.

25 Ausgaben zum Preis von CHF 250.- (Europa: CHF 305.-)

Reduziert CHF 175.- (Europa: CHF 213.50)

Gönner*innen-Abo für CHF 320.-

Probe-Abo für CHF 40.- (Europa: CHF 50.-), 4 Ausgaben

Reduziert CHF 28.- (Europa: CHF 35.-)

Halbjahres-Abo CHF 120.-, 12 Ausgaben

Reduziert CHF 84.-

Bestellen

Email: info@surprise.ngo

Telefon: 061 564 90 90

Post: Surprise, Münzgasse 16,
CH-4051 Basel

Online bestellen

surprise.ngo/strassenmagazin/abo



① Der reduzierte Tarif gilt für Menschen, die wenig Geld zur Verfügung haben. Es zählt die Selbsteinschätzung.

«Wir sind alle nur Menschen»

«An meine Eltern kann ich mich nicht erinnern, sie waren wohl überfordert mit mir. So wuchs ich bis zu meinem 16. Lebensjahr bei meinen Grosseltern ausserhalb von Belgrad auf. Dann wurden beide leider krank, Grossmutter starb, und ich wurde von einer Frau aufgenommen, die nicht besonders nett zu mir war. Zum Glück konnte ich schon bald in eine andere Pflegefamilie wechseln, wo es wesentlich besser lief. Dort blieb ich, bis ich Anfang zwanzig war.

Mein Vater hat mir, für mich völlig überraschend, ein wenig Geld vererbt. Das war vor bald zehn Jahren. Seither lebe ich in einem betreuten Wohnprogramm, mit dem Erbe kann ich die Kosten dafür decken. Ich bin froh, kann ich hier leben – ich habe nämlich eine geistige Behinderung und bin auf Hilfe angewiesen.

Unterstützung bekomme ich von meinen beiden Mitbewohnerinnen. Wir verstehen uns sehr gut. Sicher, es gibt hier und da Meinungsverschiedenheiten, und manchmal sind wir so richtig wütend aufeinander. Aber das ist normal, wir sind alle nur Menschen. Und wir vertragen uns auch schnell wieder. Wir teilen alles zusammen. Wir gehen ins Kino und auf Ausflüge. Für mich sind sie wie eine Familie. Wie heisst es doch: Wir sind füreinander da, in guten wie in schlechten Zeiten.

Sport ist für mich wichtig, vor allem Basketball und Fussball spiele ich sehr gerne. Über Jahre hinweg habe ich sogar an den Paralympics teilgenommen, zum Beispiel 2010 im polnischen Warschau. Das war wunderbar. Überhaupt hatte ich dank des Sports die Möglichkeit, auch hier in Serbien an viele Orte zu reisen.

Ich verkaufe schon seit einiger Zeit die serbische Strassenzeitung Liceulice im Zentrum von Pancevo, einer Stadt mit etwa 70 000 Einwohner*innen in der Nähe von Belgrad. Manchmal läuft das Geschäft hervorragend, manchmal eher zaghaft, meistens aber ist es ganz okay. Vieles hängt vom Wetter ab, von der Laune der Leute oder wie viele von ihnen in den Strassencafés und Restaurants sitzen, bei denen ich jeweils vorbeigehe, um das Heft zu verkaufen. Ich habe viele Stammkund*innen, mit denen ich mich gerne unterhalte. Mit Leuten, die ich nicht kenne, tue ich mich am Anfang schwer, denn ich bin eher schüchtern. Der Verkauf des Magazins hat meine finanzielle Situation erheblich verbessert.

Daneben arbeite ich als Reinigungskraft bei einer Firma. Zusammen mit meiner Rente und den Einkünften aus dem Verkauf der Strassenzeitung kann ich ein



FOTO: ANJA MIHIĆ

Andjelka Sajevec, 36, verkauft die serbische Strassenzeitung Liceulice unweit von Belgrad. Sie hält sich mit verschiedenen Jobs über Wasser und kocht fürs Leben gern.

zwar bescheidenes, aber doch gutes Leben führen. Ich bin unabhängig, das ist mir das Wichtigste. Ausserdem gehe ich ab und zu mit Hunden aus dem Tierheim spazieren. Auch damit verdiene ich ein wenig Geld. Diesen Sommer habe ich öfter eine Hündin namens Meda ausgeführt. Eigentlich habe ich Angst vor Hunden, besonders vor den grossen. Als Jugendliche musste ich immer wieder vor Hunden wegrennen, das hat sich mir irgendwie eingeprägt. Aber mit Meda ist das zum Glück ganz anders. Die Spaziergänge mit ihr waren sehr entspannend für mich.

Ich höre gerne Musik, das wirkt beruhigend auf mich. Ebenso, wenn ich etwas Süsses zubereite. Desserts sind meine Spezialität. Überhaupt liebe ich es zu kochen. Mir schmeckt eigentlich alles – ausser Rosinen. Kochen gehört zu meinem Tagesablauf, genau wie mein Morgenkaffee. Ich stehe morgens immer zeitig auf. Ich wurde um fünf Uhr in der Früh geboren, vielleicht bin ich deshalb eine Frühaufsteherin. Wenn ich aufwache, mache ich als Erstes mein Bett und gehe ins Badezimmer. Dann schalte ich den Herd ein und stelle die Kaffeekanne bereit. Das geniesse ich sehr. Wenn ich hingegen in Eile bin und keine Zeit für meinen Morgenkaffee habe, dann weiss ich: Das wird ein schwieriger Tag.

Aufgezeichnet von **ANJA MIHIĆ**

Mit freundlicher Genehmigung von **LICEULICE / INSP.NGO**

DER KULTURPOOL

erreicht 524 530 kulturinteressierte Personen

Die wichtigsten Kulturmagazine der Schweiz bieten im Kulturpool und im Kulturpool plus die Möglichkeit, zu günstigen Konditionen das kulturaffine Publikum gezielt anzusprechen.

www.kulturpool.com

null41
KULTURMAGAZIN

AAKU
Aargauer Kulturmagazin

anzeiger
ZEITUNG BASEL

BKa
Berliner Kulturagenda

bref

Edito
Das Schweizer Medienmagazin

coucou

filmbulletin

CHINESE JAZZ & EUROPEAN JAZZ
jazz time

KuL

Agenda
La culture romande
sous tous les angles

m schweizer musikzeitung
revue musicale suisse rivista musicale svizzera

PROZ
Kultur im Raum Basel

Saiten

sext smook

SURPRISE

thurgaukultur ↑ **ch**

TRANSHELVETICA
DIE KUNST DES REISENS

ZUGKultur

Der Verkauf des Strassenmagazins Surprise ist eine sehr niederschwellige Möglichkeit, einer Arbeit nachzugehen und den sozialen Anschluss wiederzufinden.



Alle Verkäufer*innen tragen gut sichtbar einen Verkaufspass mit einer persönlichen Verkaufsnummer. Diese ist identisch mit der Nummer auf dem Magazin.

Ein Strassenmagazin kostet 8 Franken. Die Hälfte davon geht an den*die Verkäufer*in, die andere Hälfte an den Verein Surprise.

Das Heft erscheint alle 2 Wochen. Ältere Ausgaben werden nicht verkauft.

